

# Agnes Sorel.

---

Ein historischer Roman

von

G. P. R. James.

---

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. Ernst Susemihl.

Vierter Band.

---

Leipzig, 1853.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.



A g n e s S o r e l.

---

Vierter Band.

1\*

1710

# 1710

The first part of the year was spent in the  
 study of the history of the country and  
 the manners of the people. I was  
 particularly attentive to the  
 customs of the ancients and the  
 progress of the arts and sciences.  
 I was also much interested in the  
 state of the church and the  
 conduct of the clergy. I was  
 particularly struck with the  
 simplicity of the life of the  
 monks and the purity of their  
 doctrine. I was also much  
 interested in the state of the  
 empire and the conduct of the  
 emperor. I was particularly  
 struck with the wisdom and  
 justice of his laws and the  
 moderation of his government.  
 I was also much interested in  
 the state of the world and the  
 progress of the human mind.  
 I was particularly struck with  
 the improvements in the arts and  
 sciences and the progress of  
 the human mind. I was also  
 much interested in the state of  
 the church and the conduct of  
 the clergy. I was particularly  
 struck with the simplicity of  
 the life of the monks and the  
 purity of their doctrine. I was  
 also much interested in the  
 state of the empire and the  
 conduct of the emperor. I was  
 particularly struck with the  
 wisdom and justice of his laws  
 and the moderation of his  
 government. I was also much  
 interested in the state of the  
 world and the progress of the  
 human mind. I was particularly  
 struck with the improvements in  
 the arts and sciences and the  
 progress of the human mind.

## Erstes Kapitel.

Wer hat nicht von dem schönen Allier gehört? Wer hat nicht von dem herrlichen Auvergne gehört? Aber der Reiter hielt nicht an, um die Gebirge um ihn her anzusehen. Er verweilte nicht an den Ufern des Flusses und warf kaum einen Blick auf die schöne Gegend. In Clermont machte er zwei ganze Stunden Halt; aber es war ein erzwungener Aufenthalt, denn sein Pferd stürzte mit ihm, und er bedurfte dieser Zeit, um ein anderes zu kaufen. Eine Brodrinde und ein Becher Wein war alle Erfrischung, die er sich gestattete, und fort ging es wieder durch die Wein- und Obstgärten, die mit den letzten Früchten des Herbstes beladen waren. In Issoire gab er seinem Pferde Heu und Wasser und galoppirte dann in aller Eile nach Lempde, ritt aber an dem mächtigen Basaltfelsen, worauf das Schloß stand, vorüber, obgleich er mit Gefühlen des Bedauerns und der Theilnahme

hinaufblickte, da er es mit der Erinnerung an Louis von Orleans in Verbindung setzte.

In Brioude war er genöthigt, eine Weile zu warten. Aber sein Pferd beendete seine Mahlzeit rasch, und er ritt wieder weiter aus den engen Straßen der unschönen Stadt, über die Gebirge und durch die Thäler, von mächtigen vulkanischen Bildungen, sowie von Weilern und Dörfern umgeben, die von dunkelgrauer Lava erbaut waren, so daß man sie kaum von den Felsen unterscheiden konnte, auf welchen sie standen. Er zog den Zügel zwischen Brioude und Puy nicht an, welcher Ort sich plötzlich am östlichen Abhange des Gebirges zeigte, mit seinem unvergleichlichen Amphitheater und den drei Flüssen, die an dem Fuße desselben entspringen. Die Sonne war nur noch eine Handbreit vom Horizonte entfernt. Alle Thäler, die man von jener Höhe sah, waren mit Licht übergossen; die alte Kathedrale selber sah wie ein glänzender Amethyst aus, und andächtige Pilger zogen durch die Straßen zu dem wunderthätigen Gnadenbilde, Einige wendeten ihre Schritte heimwärts, Andere stiegen die unzähligen Stufen hinauf, um zu den Füßen der heiligen Jungfrau ein Gebet zu sprechen.

Jean Charost ritt geraden Weges zu dem alten, kleinen Gasthause — klein und elend im Vergleiche zu den großen Gebäuden, die damals in Frankreich zur Aufnahme von Reisenden bestimmt waren, und noch

kleiner im Verhältniß zu der Anzahl andächtiger Personen, die täglich in die Stadt strömten. Aber der Wirth dachte, die Pilger kämen ihres Seelenheils und nicht der guten Bewirthung wegen, und daher müsse der Leib schon zufrieden sein mit dem, was er bekommen könne, wenn nur für die Seele gesorgt würde. De Brecy ritt durch den Thorweg auf den Hofplatz, gab sein Pferd an einen Hausknecht ab, der Shafspeare als Urbild gedient zu haben schien, ging dann wieder auf die Straße zu, wo ihm der Wirth begegnete, welcher ihm sagte, er müsse lange auf das Abendessen warten und in einer Dachkammer übernachten.

„Ich bedarf jetzt Nichts, mein guter Freund,“ versetzte Jean Charost, „als einen Becher Wein, der immer bereit ist, und Jemand, um mir den Weg zu Fuß nach Espaly zu zeigen. Ich würde hier auch nicht einmal angekehrt sein, aber mein Pferd konnte nicht weiter.“

„Ach, Herr,“ sagte der Wirth, dessen Höflichkeit und Neugierde zugleich erwachten, „da wollt Ihr wohl zu Seiner Hoheit dem Dauphin. Ihr überbringt wohl Nachrichten — gute, will ich hoffen. Bitte, sagt mir doch, von welcher Art mögen sie sein?“

„Vortreffliche Nachrichten,“ entgegnete Jean Charost. „Erstens, daß ein Durstiger schlecht mit trockenem Munde redet, und zweitens, daß ein weiser Mann seinen Auftrag nur an die Person ausrichtet,

an die er geschickt worden. Der Dauphin wird sehr erfreut über diese beiden Nachrichten sein; und so gebt mir denn jetzt einen Becher Wein und Jemand, um mir den Weg zu zeigen.“

„Ah! Ihr seid ein Spaßvogel,“ sagte der Wirth. „Aber, Herr, nehmt lieber mein Maulthier. Es wird bereit sein, während ich den Wein abzapfe und Ihr ihn trinkt. Obgleich man „Espaly bei Buy“ sagt, so ist es doch nicht so nahe, wie man denken sollte. Mein Sohn soll Euch auf einem rasch gehenden Esel begleiten, um das Maulthier wieder zurückzubringen.“

„Wahrscheinlich auch, um Neuigkeiten zu erfahren, wenn es möglich ist,“ sagte Jean Charost. „So sei es; ich bin in der That sehr ermüdet, denn ich habe seit sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen. Aber laßt uns alle mögliche Eile anwenden.“

„Wir wollen so schnell sein, wie eine Schneelawine, mein Herr,“ sagte der Wirth; „und Gott geleite Euch, wenn Ihr unserem edlen Prinzen gute Nachrichten bringt. Er liebt den Wein und die Weiber und ist außerordentlich ehrerbietig gegen die heilige Jungfrau von Buy. Darum sollten ihm alle Männer Glück wünschen, und alle Damen auch.“

Der Wirth beeilte sich in der That, und in weniger als zehn Minuten ritt Jean Charost auf einer natürlichen vulkanischen Straße in der Tiefe des Thales nach Espaly. Die Sonne war hinter den Hü-

geln untergegangen, aber dennoch war ein kühles und angenehmes Licht über den Himmel verbreitet, und die Thürmchen des alten Schlosses mit ihren zahlreichen Wetterfahnen und ein Banner an der Spitze des großen Schloßthurmes erhoben sich über das kleine Dorf am Fuße des Felsens und schienen die letzten Strahlen der Sonne aufzufangen.

Der Abhang war steil und der Weg weiter, als Jean Charost erwartet hatte. Die Dämmerung war bereits eingetreten, als er sich den Thoren näherte; aber dieser letzte Zufluchtsort des Kronprinzen von Frankreich wurde nicht strenge bewacht. In den Gebirgen von Auvergne, bei einem so weiten Zwischenraume zwischen ihm und seinen Feinden, hatte Karl keine Furcht vor einem Angriffe. Die Thore waren weit offen und eine einzelne Schildwache stand am Eingange. Jean Charost ritt auf den Hofplatz und sah sich vergebens nach Jemand um, den er anreden konnte. Keine Seele war sichtbar. Er hörte die Töne einer Laute und einer Stimme aus einem der Thürme und ein heiteres Lachen aus einem langen niedrigen Gebäude zur Rechten des großen Hofes. Außerdem aber vernahm er Nichts, was ihm zeigen konnte, daß das Schloß bewohnt sei, bis, gerade als er abzustiegen im Begriff war, ein zierlich in Blau und Silber gekleideter Page von einem Thurme zum andern hinüberging und einen Bogelkäfig in der Hand trug.

„He, Knabe!“ rief Jean Charost, „kannst Du mir sagen, wo ich den Diener der Mademoiselle de Geran finden kann, oder kannst Du ihr selber sagen, daß der Seigneur de Brech mit ihr zu reden wünscht?“

„Kommt mit mir — kommt mit mir, edler Herr,“ sagte der Knabe mit der gezierten Heiterkeit eines Pagen. „Ich gehe zu ihr mit diesem Vogel von Seiner Hoheit, und dieses Schloß ist der Aufenthaltsort der Freiheit und der Freude. Alle eisernen Rüstungen und alle steifen Gewohnheiten sind in der Kapelle abgelegt worden, und Jeder, der durch das große Thor hereinkommt, muß dasselbe thun.“

„Nun, so führe mich,“ sagte Jean Charost. „Mein Geschäft ist von der Art, daß es wohl alle Ceremonien beseitigen dürfte. Warte hier, bis ich zurückkehre,“ sagte er zu dem Sohne des Wirths und folgte darauf dem Pagen.

Der Thurm, zu welchem der Page ihn führte, war ein Gebäude von beträchtlicher Größe, obgleich es klein aussah neben dem großen Schloßthurme, mit welchem es, vermöge einer langen Gallerie, in Verbindung stand. Die Thür stand offen, gleich den meisten anderen Thüren an dem Orte, und führte in einen gewölbten Gang, in dessen Mitte sich eine schmale und steile Treppe von grauen Steinen erhob. Ein Tau war um den Pfeiler geschlungen, um den sich die Treppe drehte, und es war in diesem Augenblicke nicht

unnöthig, denn der Gang und die Treppe waren beide sehr dunkel.

Mit vorausgehaltener Hand stieg der Knabe die Treppe hinauf, bis er zu einer Thür im ersten Stocke des Thurmes gelangte, die er ohne Weiteres öffnete. Das Innere des Zimmers, welches sich bei dieser plötzlichen Bewegung zeigte, obgleich sich die Dunkelheit auf die Erde niedersenkte, war klar und hell im Vergleiche mit der Finsterniß auf der Treppe, und Jean Charost sah jene liebenswürdige, nie zu vergessende Gestalt, die er in Monterrean zuletzt gesehen, gedankenvoll am Fenster sitzen.

Agnes Sorel hörte entweder das Aufgehen der Thür nicht, oder sie dachte, der Eintretende sei einer von den gewöhnlichen Dienern des Ortes, denn sie blieb bewegungslos, in tiefes Nachdenken versunken, ihre Augen zu einem einsamen Sterne, dem Vorboten des himmlischen Heeres, erhoben, der jeden Augenblick heller wurde, als er hoch über den dunkeln Gebirgsmassen dastand.

„Mademoiselle, hier ist ein Vogel, den Seine Hoheit Euch schickt,“ sagte der Page, ohne weitere Einleitung. „Einige sagen, es sei eine Nachtigall, und wenn auch ihr Kleid nicht schön ist, singt sie doch köstlich.“

Agnes Sorel wendete sich um, als der Knabe sprach, aber sie sah weder ihn, noch den Käfig, noch

den Vogel an, denn ihre Augen waren auf Jean Charost's Gestalt gerichtet, als er sich von der Thür näherte. Obgleich einiges Licht durch das offene Fenster hereinfiel, so war es doch zu dunkel, um seine Züge zu unterscheiden; aber seine Stimme erkannte sie, sobald er sprach, wenn sie dieselbe gleich nur selten gehört hatte. Es giebt Töne, die in dem Ohre des Gedächtnisses gleichsam wie Echo's der Vergangenheit verweilen, uns zu früheren Tagen zurückführen und uns an längst vergangene Umstände, Gedanken und Gefühle mit einer Deutlichkeit erinnern, so daß wir nur des Auges des Geistes bedürfen, um sie zu sehen. Jean Charost's Stimme war eine eigenthümliche Stimme, sanft, weich und melodisch, aber voll und deutlich, gleich den Tönen einer Orgel.

„Herr von Brech!“ rief sie; „ich bin erfreut, Euch hier zu sehen. Hoffentlich seid Ihr kein Gefangener mehr und sucht kein Lösegeld — sondern ein freier Mann. Doch was führt Euch zu diesem abgelegenen Winkel der Erde? Ein edler Beweggrund ohne Zweifel. Patriotismus vielleicht und Liebe zu Eurem Fürsten. Ach! de Brech, der Patriotismus findet nur kalte Aufnahme, wo das Vergnügen allein herrscht; und was die Liebe betrifft, wünschte ich, Euer Fürst liebte sich selber so sehr, wie Andere ihn lieben!“

„Was soll ich Seiner Hoheit sagen, Mademoi-

„Jelle?“ fragte der Knabe, den sie kaum beachtet hatte.  
 „Was soll ich wegen des Bogels sagen?“

„Sage ihm,“ versetzte Agnes, von ihrem Sitze aufstehend, „wenn ich eine gute Lehrerin sei, wolle ich den Vogel einen Gesang lehren, der ganz Frankreich zu den Waffen rufen solle. Ja, so klein er ist und so schwach seine Stimme sein mag, bin ich doch nicht kräftiger und meine Stimme ist nicht stärker; und doch hoffe ich. — Geh, Knabe! sage Seiner Hoheit, was ich gesagt habe. Sage ihm, was Du willst. Sage ihm, ich sei halb wahnsinnig, wenn Du willst, denn ich bin es, weil ich müßig hier sitzen muß und nur jenes Gebirge und jenen Stern ansehen kann, während ich weiß, daß die Banner Englands triumphirend über die blutigen Felder Frankreichs dahinziehen. Nun, de Brech,“ fuhr sie fort, als der Knabe sich entfernte und die Thür wieder zumachte, „was giebt's Neues von dem Hofe der Eroberer? Was giebt's Neues aus der stolzen Stadt London? Heinrich V. ist gestorben — aber ein Plantagenet ist ein Plantagenet; es ist eisernes Geschlecht, und um es zu vernichten, bedarf es mehr Stahl, als uns wahrscheinlich in Frankreich übrig ist.“

„Meine Nachricht, liebes Fräulein, ist nicht aus London, sondern aus Paris,“ versetzte Jean Charost.

„Nun, was giebt's denn aus Paris?“ fragte Agnes Sorel in gleichgültigem Tone, indem sie einen

Siß einnahm, der von dem Fenster abgewendet war. „Darf ich Euch bitten, mit jener Glocke dort auf dem Tische zu klingeln. Es wird dunkel — wir müssen Licht haben. Ein Stern, so hell er auch sein mag — und wäre es auch der Stern der Liebe — ein Stern ist nicht genug, uns in dieser dunklen Welt Licht zu gewähren.“

Jean Charost klingelte; aber ehe ein Diener kommen konnte, sagte er hastig:

„Liebes Fräulein, hört mich einen Augenblick an — ich habe wichtige Nachrichten.“

„Gute oder schlimme?“ fragte Agnes Sorel rasch.

„Die eine Hälfte ist durchaus gut,“ antwortete Jean Charost. „Die andere ist von gemischter Beschaffenheit — voll Hoffnung und doch mit Kummer versezt.“

„Schon das ist besser, als Alles, was wir in der letzten Zeit gehört haben,“ sagte Agnes. „Dennoch bin ich ein Weib, de Brech, und liebe die Freude. Theilt mir die ungemischte Nachricht zuerst mit. Wir wollen sie später durch die andere dämpfen.“

„Nun also, liebes Fräulein, ich habe den Auftrag, Seiner Hoheit von unserem guten Freunde Jacques Coeur zu sagen, daß hunderttausend Kronen von der Summe jetzt für ihn in Moulins bereit liegen, und daß in einem Monate noch zweihunderttausend zu seiner Verfügung stehen werden.“

„Freude — Freude!“ rief Agnes, ihre Hände zusammenschlagend. „O! dies ist in der That eine Freude! Aber dann,“ fügte sie in ernstem und dankvollem Tone hinzu, „möge der Himmel geben, daß es richtig angewendet werde. Ich fürchte — o! ich fürchte — nein, nein, ich will nicht mehr fürchten! Das unverdiente Mißgeschick drückt das edle Herz und den tapferen Geist nieder. Habt Ihr es ihm gesagt, de Brech? Was sagte er? Wie sah er aus? Er nahm es hoffentlich nicht mit leichtfertiger Freude auf, sondern mit ernster, erwartender Genugthuung, wie ein Fürst es sollte, wenn er findet, daß die Befreiung seines Volks näher ist, als er dachte.“

„Ich habe Seine Hoheit noch nicht gesehen,“ versetzte de Brech. „Für's Erste, weil ich nicht wußte, wie ich Zutritt erhalten sollte, und dann, weil ich wünschte, Ihr möchtet die Gelegenheit haben, ihn von einem Glückswechsel in Kenntniß zu setzen — und weil ich weiß, daß Ihr seine ersten Impulse richtig leiten werdet.“

„Ich — ich?“ rief Agnes. „O, de Brech, de Brech! ich bin einer solchen Aufgabe unwürdig! Wie sollte ich irgend Jemand richtig leiten können? Doch es liegt Nichts daran — so schwach und fehlerhaft ich auch sein mag — aller Muth und alle mir noch übrige Entschlossenheit soll ihm und Frankreich gewidmet werden. Ein Fehler soll nicht Alles auslöschen, was in

meiner Natur Gutes ist. Ha! hier kommt das Licht.“

Sie schwieg einige Augenblicke, während der Diener eintrat, Licht auf den Tisch stellte und sich entfernte. Dann setzte sie in viel ruhigerem Tone die Unterredung fort:

„Ich bin heute sehr bewegt,“ sagte sie; „aber schon diese kurze Pause des Nachdenkens ist hinreichend gewesen, mir den rechten Weg zu zeigen. Das Licht ist mir nützlich gewesen,“ fügte sie mit graziösem Lächeln hinzu. „Kommt, de Brech, ich will Euch zu ihr führen, die allein würdig und geeignet ist, diese guten Nachrichten zu überbringen — zu meiner Freundin — meiner theuern Freundin — zu der Prinzessin, seiner Gemahlin.“

„Aber Ihr habt vergessen,“ versetzte Jean Charost. „Ich habe noch andere Nachrichten mitzutheilen.“

„Ha!“ rief sie; „die von gemischter Beschaffenheit. Das vergaß ich in der That. Sagt, was es ist, de Brech — wir dürfen keine Hoffnungen erregen, um sie wieder zu vernichten.“

„Das wird nicht die Wirkung sein,“ sagte de Brech. „Die Nachricht, die ich habe, ist traurig, doch voll Hoffnung. Was von Seiten Seiner Hoheit und Frankreichs in diesem schrecklichen Kampfe gegen fremde Feinde und Verräther im Innern gefehlt, war der Name des Königs. In seiner kraftlosen Unfähig-

keit ist das Ansehen des Monarchen gegen seine Freunde und für die Feinde Frankreichs angewendet worden. Liebes Fräulein, es wird nicht mehr so sein!“

„Nicht mehr!“ rief Agnes lebhaft, indem ihr ganzes Gesicht sich erhellte. „Ist er denn ihren Händen entrissen worden, de Brech, sagt mir, wie? wann? wo? Aber Ihr seht ernst und traurig aus. Ist der König todt?“

„Karl der Sechste ist todt,“ antwortete de Brech. „Aber Karl der Siebente lebt, um Frankreich zu befreien.“

„Halt!“ sagte Agnes Sorel, sich wieder niedersetzend und gedankenvoll die Hand zu ihrer Stirn erhebend. „Armer König! armer Mann! Möge das Grab ihm Frieden gewähren! O! welch' ein Leben ist das seine gewesen, de Brech! Voll hoher Eigenschaften und freundlicher Gefühle, zu dem Throne des schönsten Reiches der Welt geboren, angebetet von seinem Volke, wie glänzend waren einst seine Aussichten! Und wer würde je gedacht haben, daß das so begonnene Leben mit Elend, Wahnsinn, Krankheit und Vernachlässigung enden könne — daß man seine Macht zu seinem eigenen Untergange anwenden würde und daß sein Name seine Feinde zur Schlacht gegen seinen Sohn führen, daß seine Gemahlin ihn verachten und mißhandeln, daß seine Tochter seinen bittersten Feind heirathen würde, daß er aus seiner Geisteszer-

rüttung nur erwachen sollte, um seinen Bruder fast vor seinen Augen ermorden zu sehen, daß alle seine Söhne bis auf einen vor ihm — vielleicht durch Gift — in's Grab sinken würden, und daß er selber folgen sollte, ehe er das Greisenalter erreicht habe, ohne jene Pflege in seiner langwierigen Krankheit, die dem Handwerker aus Liebe, dem Bettler aus Mitleid zu Theil wird? O! welch', welch' ein Geschick!"

„Wir dürfen wohl um sein Leben weinen,“ sagte de Brech, „doch können wir seinen Tod nicht beklagen. Für ihn war es ein Segen, und Frankreich kann er Rettung bringen. Aber jetzt müßt Ihr dem Könige diese Nachricht überbringen.“

„Das ist wahr,“ rief Agnes; dann schwieg sie einen Augenblick und wiederholte seine letzten Worte mit gedankenvollem und ängstlichem Blicke: „Dem Könige!“ rief sie. „Dem Könige! Nein, ich will sie der Königin überbringen, de Brech. Kommt mit mir, um Fragen zu beantworten und die Ehre und Belohnung zu empfangen, die der verdient hat, welcher solche Nachrichten überbringt. Ja, laßt uns gerade heraus reden — solche gute Nachrichten; denn von den wenigen Worten: Karl der Sechste ist todt, hängt, glaube ich, die Rettung unseres Vaterlandes ab.“

Während sie sprach, stand sie auf und ging auf die Thür zu. De Brech folgte ihr die Treppe hinunter und durch einen langen Gang, der mit dem

großen Schloßthurme in Verbindung stand. Der Vollmond stand über den Hügeln und ergoß sein Licht durch die hohen Fenster herein. Ein feierliches Gefühl war in ihren Herzen, welches sie verhinderte, ein Wort zu sprechen.

Der Weg war ziemlich weit, aber endlich blieb Agnes vor einer Thür stehen und klopfte an. Die liebliche Stimme Mariens von Anjou rief: „Herein!“ und Agnes öffnete die Thür.

„Ah, meine Agnes,“ rief die Prinzessin, „seid Ihr gekommen, um mich zu erheitern? Ich weiß nicht, wie es kommt, ich fühle mich diesen Abend sehr traurig. Ich habe moralisirt, liebes Mädchen, und gedacht, wie viel glücklicher ich sein würde, wenn wir weiter Nichts besäßen, als dieses Schloß und die Besitzung umher, anstatt Königreiche unser zu nennen, nur um sie uns wieder entrissen zu sehen. Frankreich scheint nach Sicilien zu wandern, meine Agnes. Aber wen habt Ihr da bei Euch? Sein Gesicht scheint mir bekannt.“

„Ihr habt ihn schon einmal gesehen, hohe Frau,“ sagte Agnes. „Er ist der Ueberbringer großer Nachrichten. Aber keine anderen Lippen, als die meinigen, sollen sie meiner Königin mittheilen.“ Und mit Grazie näher tretend, kniete sie zu den Füßen Mariens von Anjou nieder, küßte ihre Hand und sagte:

„Hohe Frau, Ihr seid Königin von Frankreich. Seine Majestät Karl der Sechste ist dahingeshieden.“

Die Königin stand wie versteinert da; denn so oft hatte man berichtet, daß der unglückliche König krank sei, und dann, daß er wieder hergestellt sei — so wenig war von seinem wahren Zustande außerhalb der Mauern des Hotel St. Pol bekannt, und so langsam verbreiteten sich die Nachrichten in jenem Theile von Frankreich, daß man in dem Schlosse Espaly keine Ahnung von dem bevorstehenden Ereignisse hatte. Nachdem sie Agnes einen Augenblick in's Gesicht gesehen, schlug sie ihre Augen nieder, blieb eine kurze Zeit in tiefem Nachdenken und rief dann:

„Aber was ist am Ende mein Gemahl? Ein König fast ohne Besitzungen, ein Feldherr ohne Armee, ein Herrscher ohne Macht oder Mittel. Steht auf — steht auf, liebe Agnes.“

Und deren Hals mit ihren Armen umschlingend, vergoß Marie von Anjou Thränen. Dies waren gewiß keine Thränen der Trauer um den Abgeschiedenen, denn sie war wenig bekannt mit dem verstorbenen Könige — wir wissen nicht einmal aus der Geschichte, daß sie ihn je gesehen. Aber alle plötzlichen Regungen sprechen sich gewöhnlich in Gelächter oder in Thränen aus. Man hat oft bemerkt, daß die Freude ihre Thränen hat, so wie der Kummer, aber Wenige haben die Quelle ergründet, aus welcher jene

Thränen aufsteigen. Ist es nicht der plötzliche Kontrast zwischen dem Glück und dem Kummer, der die lange unterdrückte Quelle tiefer Gemüthsbewegungen öffnet, so daß sie sogleich hervortreten, schimmernd zwar in dem Sonnenscheine der Stunde, doch mit aller Kälte der Tiefe, aus welcher sie aussteigen?

Maria von Anjou faßte sich bald und Agnes Sorel erhob sich von ihren Knien, streckte ihre Hand gegen Jean Charost aus, stellte ihn der Königin vor und sagte:

„Er bringt Euch auch noch glücklichere Nachrichten, hohe Frau — Nachrichten, von welchen ich hoffe, daß sie dem Scepter, welches in die Hand Seiner Majestät gefallen, Kraft verleihen und sein Schwert schärfen wird, um seine Feinde darnieder zu werfen, wenn sie es am wenigsten erwarten. Durch die Geschicklichkeit und den Eifer eines Mannes, den ich Euren, so wie meinen Freund nennen kann, nämlich des edlen Jacques Coeur, sind jetzt die Mittel gesichert, wenigstens eine edle Anstrengung für Frankreich zu wagen. Redet, de Brech, und theilt Ihrer Majestät die freudige Nachricht mit, die Ihr überbringt.“

Jean Charost erstattete einen einfachen Bericht, und als derselbe beendet war, rief die Königin, bei welcher alle Spuren des Kummers verschwunden waren:

„Laßt uns eilen, liebe Agnes, und meinem Ge-

mahle die Nachricht überbringen. Es giebt Männer, die für das Glück geeignet sind, und er ist einer davon. Das Unglück drückt ihn nieder; aber diese Nachricht wird ihm alle seine Energie wiedergeben. O! dieses Schloß Espaly! Es ist mir immer wie ein Gefängniß des Geistes erschienen, wo die Seele mit Ketten gefesselt ist und das schöne Tageslicht der Hoffnung nur wie ein Strahl durch die Oeffnung einer Zelle hereinfällt. Kommt mit mir — kommt mit mir, meine Freunde. Ich bedarf keiner Begleitung, außer Euch Beiden.“

Jean Charost nahm ein Licht vom Tische und öffnete die Thür, dann folgte er den dunklen Gängen, bis sie eine kleine Halle im unteren Stocke erreichten, in welche die Königin eintrat, ohne auf eine Anmeldung oder Erlaubniß zu warten. Ihr leichter Schritt störte Niemand im Innern des Gemaches bei seiner Beschäftigung, und die ganze Scene stand ihr vor Augen, ehe eine der dort befindlichen Personen ihre Gegenwart gewahr wurde. Vielleicht hätte sie eine Scene sehen können, die sie nicht mit gleicher Ruhe würde betrachtet haben.

An einem Tische unter einem Wandleuchter in der einen Ecke des Zimmers saß ein junger Mann, der in einem reich illuminirten Buche las. Sein Federbaret lag neben ihm auf dem Tische, sein Schwert auf der Bank und sein Kopf war über das

Buch geneigt, auf welches seine Augen lebhaft gerichtet waren, indem er wahrscheinlich mit Schwierigkeit die dort geschriebenen Worte entzifferte. In einem andern Winkel des Zimmers, weit vom Lichte entfernt und seine Schultern an einen Vorsprung gelehnt, saß Tanneguy du Chatel in festem Schlafe, sein gewichtiges Schwert auf seinen Knien und seine linke Hand auf der Scheide ruhend. Näher bei den Fenstern stand ein Knabe, der wie ein Page gekleidet war und zusah, was an dem Tische vor ihm geschah, sich aber nicht weiter als bis auf etwa sieben Schritte zu nähern wagte. An jenem Tische, in dessen Mitte ein großer Armleuchter stand, saß ein junger Herr von kräftiger Gestalt mit einer leichten Andeutung eines Schnurrbarts an der Oberlippe und sein starkes, schwarzes Haar um Stirn und Schläfen gekräuselt. An der entgegengesetzten Seite des Tisches, dem Bagen zunächst, saß Karl der Siebente. Er war der Einzige, der sein Federbarett im Zimmer trug; und für Jean Charost's Augen — mochte es nun Vorurtheil sein oder nicht — schien seine jugendliche Figur eine Würde und Grazie zu zeigen, die dem Monarchen sehr wohl standen. Alle seine Gedanken waren indessen weit von Frankreich entfernt und seine ganze Aufmerksamkeit schien auf das schmale Bret vor ihm gerichtet, auf welchem er mit seinem Better, dem später berühmten Dunois, Schach spielte.

Noch immer bemerkte er die Königin und ihre Begleitung nicht — seine ganze Seele schien mit dem Zuge beschäftigt, den er zu thun im Begriff war, und erst als sie ihm ganz nahe waren, sah er sich um. Auch da sprach er nicht, sondern richtete seine Augen wieder auf das Spiel, und endlich zog er seinen Springer, um den König zu decken.

„Das ist ein guter Zug,“ sagte seine Gemahlin, einen Schritt näher tretend. „Aber es muß bald ein Zug auf einem größeren Felde gethan werden.“ Dann beugte sie ihr Knie und fügte hinzu: „Gott segne Seine Majestät, König Karl den Siebenten.“

Karl fuhr empor, warf das Spiel durcheinander und stieß beinahe den Tisch um.

„Was giebt's, Marie?“ fragte er, fast erschrocken aussehend; aber Agnes Sorel und Jean Charost knieten zu gleicher Zeit nieder und sagten:

„Gott segne Eure Majestät! Er hat seinen Willen an Eurem hohen Vater gethan.“

Dunois sprang auf, schwang seine Hand durch die Luft und rief:

„Gott segne den König!“

Die andern Drei, die noch im Zimmer waren, drängten sich herzu und wiederholten denselben Ruf. Karl stand in der Mitte, sah ernsthaft die ver-

schiedenen Gesichter um ihn her an, zog langsam sein Schwert aus der Scheide, legte es auf den Tisch und sagte in ruhigem, gedankenvollem und entschlossenem Tone:

„Noch einmal also!“

## Zweites Kapitel.

---

Wie sich die Nachricht durch das Schloß verbreitet hatte, weiß ich nicht; aber kaum hatte Karl der Siebente sich von seiner Ueberraschung erholt, als Alle, deren Rang ihnen Zutritt zu dem Fürsten verschaffte, sich, ohne Erlaubniß zu erwarten, in die kleine Halle drängten. Einen glänzenden und schönen Anblick stellte sie in dem Augenblicke dar, denn es war ein Hof der Schönheit und Jugend, und nur zwei oder drei Personen waren über dreißig Jahre alt. Hoffnung und Begeisterung waren in jedem Gesichte, und die Balken der Decke erdröhnten von dem Rufe:

„Es lebe der König!“

Der Ueberbringer der Nachricht schien bei den Glückwünschen, womit der Monarch überschüttet wurde, ganz vergessen zu werden; aber einige kühne und biedere Worte des jungen und heroischen la Hire ge-

währten der edlen Agnes Sorel eine Gelegenheit, Karl's Aufmerksamkeit auf Jean Charost zu lenken.

„Ja, Gott erhalte den König!“ rief la Hire mit Wärme, „und sende mehr Kronen in seine Börse, um die auf seinem Haupte zu sichern.“

Agnes flüsterte der jungen Königin Etwas zu. Marie von Anjou wendete sich grazios zu de Brech und sagte:

„Dieser Herr hat Eurer Majestät Etwas darüber zu sagen.“

„Er ist der Ueberbringer guter Nachrichten, Sire,“ fügte Agnes Sorel hinzu; „aber vielleicht haben Eure Majestät ihn vergessen. Er war der zuverlässige Freund Eures Oheims von Orleans, wurde bei Azincourt verwundet und gefangen genommen, und seine ersten Schritte auf französischem Boden nach seiner Befreiung bringen Euch Nachrichten von Eurer Erhebung zu hoher Würde und das Versprechen des glücklichen Erfolges. Redet, Herr von Brech, und theilt Seiner Majestät die guten Nachrichten mit, die Ihr ihm zu überbringen habt.“

Karl der Siebente richtete seine Augen auf Jean Charost und ein Schatten zog über sein Gesicht, nicht des Mißfallens, sondern der tiefen Schwermuth. Wahrscheinlich waren die Erinnerungen, die durch den Anblick erweckt wurden, sobald er ihn erkannte, sehr kummervoll. Die blutige Brücke von Monter-

reau, der sterbende Herzog von Burgund und alle die schrecklichen Thaten eines unvergeßlichen Tages kehrten seiner Erinnerung zurück. Der Eindruck aber war nur augenblicklich; und als er die Nachrichten hörte, die Jean Charost von der gegenwärtigen und künftigen Unterstützung zu überbringen hatte, und erfuhr, daß er auch die Kunde von seiner Erhebung auf den Thron von Frankreich mitgetheilt habe, lächelte er ihm gnädig zu und sagte:

„Wie können wir Euch belohnen, Monsieur de Brechy? Wenige Könige haben geringere Mittel, als wir.“

In dem Augenblicke trat Tanneguy du Chatel — dessen uneigennützigem Charakter die Geschichte, die nur bei seinen Fehlern verweilt, nie volle Gerechtigkeit angethan hat — vor, legte seine Hand auf Jean Charost's Schulter und sagte:

„Gebt ihm St. Florent, Sire, wovon wir kürzlich sprachen. Da der Besitzer sich seit funfzehn Jahren nicht mehr gezeigt hat, so ist das Gut offenbar der Krone verfallen.“

„Aber ich versprach Euch, du Chatel —“ sagte Karl, sich zu ihm wendend.

„Thut Nichts, Sire,“ fiel du Chatel ein. „Ich bedarf dessen nicht. De Brechy hat der Krone gut gedient und für seine Dienste gelitten. So auch sein Vater, wie man mir sagt. Er bringt Euch gute

Nachrichten — gute Nachrichten für Frankreich auch, will ich hoffen. Gebt ihm das Lehen, Sire. Wenn ich es hätte, würde Jedermann eifersüchtig sein. Auf ihn wird Niemand eifersüchtig sein.“

„Nun, so sei es,“ sagte Karl. „Das Dorf und das Schloß St. Florent in der Nähe von Bourges sollen Guer sein, Herr von Brech, aber, meiner Treu, Ihr müßt gut dafür sorgen, denn der Ort ist von Wichtigkeit, um Bourges mit Lebensmitteln zu versehen. Die Akte soll morgen für Euch ausgefertigt werden, und Ihr könnt die Huldigung leisten, ehe Ihr geht, wenn Ihr nur einige Tage an unserem Hofe bleiben wollt.“

„Ich muß hier oder in Puy bleiben, Sire, um die Ankunft des Maitre Jacques Coeur zu erwarten,“ versetzte Jean Charost. „Er hat noch manchen andern Plan für den Dienst Eurer Majestät. In St. Florent will ich meine Pflicht thun und ich danke Euch aufrichtig für das Geschenk.“

„Bleibt hier — bleibt hier,“ sagte Karl. Dann fügte er mit mattem und schwermüthigem Lächeln hinzu: „Unser Hof ist nicht so groß, um auch nur das Schloß Espaly zu füllen. Es sehe Jemand darauf, daß gut für ihn gesorgt werde. — Und nun, meine Herren und Damen, haben wir an andere Dinge zu denken. Mein erster Gedanke, so wahr mir der Himmel helfe! war Frankreich und von welchem Nutzen

das eben geschehene Ereigniß für dasselbe sein möchte. Aber ich kann nicht vergessen, daß ich einen Vater verloren habe, einen gütigen und edlen Fürsten, den Gott so lange mit schwerer Trübsal heimsuchte, der aber nie die Liebe seines Volkes oder seines Sohnes verlor. Ich glaube nach Allem, was ich gehört habe, daß der Tod ein Segen für ihn war; dennoch muß ich beklagen, daß ein so trauriges und freudenloses Dasein ohne einen Schimmer der Hoffnung oder des Glücks enden mußte. Ich hatte gehofft, daß es anders sein würde, daß mein Schwert ihn aus der trostlosen Lage befreien würde, worin er sich so lange befunden — daß meine Sorgfalt und Liebe seine letzten Stunden erheitern könne. Es ist anders bestimmt worden, und Gottes Wille geschehe! Den ganzen morgenden Tag wollen wir der feierlichen Trauer weihen und am nächsten Tage berathen, wie wir zu handeln haben.“

Hierauf faßte er die Hand der Königin und entfernte sich aus dem Zimmer. Die Gruppe bewegte sich nur, um ihm Platz zu machen, und einer von den Herren eilte herbei, um die Thür zu öffnen.

Zwei Personen blieben unter der Menge in einiger Verlegenheit zurück. Agnes Sorel fühlte ungeschachtet all' ihres Einflusses am Hofe und der Macht über den Geist des jungen Königs, daß das Band zwischen ihr und Denen, die sie umgaben, sehr leicht

sei, und daß Eifersucht und Widerwille gegen sie in der Brust vieler Gegenwärtigen herrsche. Aber sie wurde durch die unveränderliche Freundlichkeit Mariens von Anjou aus einer geringen Verlegenheit befreit. Ehe Karl und sie noch sechs Schritte durch die Halle gethan, wendete die Königin ihren Kopf herum und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Kommt mit uns, Agnes; ich werde Eurer bedürfen.“

„Das ist wirklich wunderbar!“ sagte eine Dame, die in Jean Charost's Nähe stand, in leisem Tone, wie mit sich selber redend. „Wenn ich eine Königin wäre, würde ich die Macht, die der Himmel mir gesendet, zur Rache anwenden.“

In demselben Augenblicke faßte Tanneguy du Chatel Jean Charost's Arm und sagte:

„Ihr müßt mit mir kommen, de Brech. Ihr sollt mein Gast sein im Schlosse. Ich habe Raum genug, wo ich wohne. Wartet noch einen Augenblick, bis ich einige Worte mit diesen Herren rede. Wir dürfen die Fluth des Glücks nicht vorüberziehen lassen, ohne sie zu benutzen. Der königliche Name allein ist viel für uns; aber er kann von dreifacher Wirkung für uns werden — gegen unsere Feinde, für unsere Freunde und für den König selber. Bei meinem Leben! dies ist keine Zeit, wo wir eine Karte aus der Hand wegwerfen dürfen.“

Er sprach mehrere Minuten in leisem Tone mit Dunois, la Hire, Louvet und Anderen; dann kehrte er an Jean Charost's Seite zurück und führte ihn auf dem Wege zu seiner Wohnung in den äußeren Hof hinunter. Dort fanden sie den Sohn des Gastwirths von Puy geduldig neben dem Maulthiere wartend. Der Knabe wurde sogleich mit der Weisung entlassen, das Pferd des Barons von Brech am nächsten Morgen in's Schloß zu senden.

Den übrigen Theil des Abends brachte Jean Charost mit Tanneguy du Chatel allein zu. Es war indessen kein Abend der Ruhe, denn der aufgeregte Geist des Schloßhauptmannes war sehr bewegt von Allem, was vorgegangen war; und bei seinem raschen und lebhaften Ungestüm machte er nicht nur seine Bemerkungen über die erhaltenen Nachrichten, sondern auch über alle wahrscheinlichen Folgen der jüngsten Ereignisse. Oft sprang er auf und schritt in tiefem Nachdenken im Zimmer auf und ab; dann befragte er seinen Gefährten wieder um Einzelheiten, wornach der König selber zu fragen vergessen hatte.

„Der glückliche Augenblick darf nicht verloren gehen,“ sagte er. „Des jungen Königs Geist muß in der Stimmung erhalten werden, die er durch diese Nachricht erhalten hat. Wollte der Himmel, ich könnte nur eine halbe Stunde mit der schönen Agnes reden, um ihr alle Folgen des ersten großen Schrittes zu

zeigen! Ich will nicht darum bitten, und überdies bedarf sie des Rathes nicht. Sie ist ein herrliches Geschöpf, de Brecy. Herz und Seele sind Frankreich geweiht.“

„Aber es sind selbst an diesem Hofe Einige, die ihr nicht besonders geneigt sind,“ bemerkte Jean Charost. „Hörtet Ihr nicht, was eben eine Dame in meiner Nähe sagte?“

„O, Johanna von Vendome,“ rief Tanneguy lachend. „Sie spottet beständig über unsere schöne Freundin. Sie kam vor zwei Jahren nach Poitiers, hielt sich für ein wahres Muster der Schönheit und entschloß sich, die Geliebte des Dauphin zu werden. Aber er wollte ihr nicht einmal aus Höflichkeit für ihren Mann ein Kompliment über ihre verblichenen Reize sagen. So ist das arme Geschöpf voll Zorn und würde die schöne Agnes tödten, wenn sie es wagen dürfte. Dazu ist sie zu feig; wenigstens hoffe ich es.“

Jean Charost dachte tief über die Worte seines Freundes nach, und wohin ihn seine Gedanken geführt hatten, gab sich in dem zu erkennen, was er zunächst sagte.

„Das Benehmen der Königin ist sehr seltsam,“ flüsterte er.

„Ja, seltsam genug,“ antwortete du Chatel. „Wir haben hier in diesem kleinen Schlosse Espaly Agnes Corel. IV.“

zwei Frauen, wie sie die Welt selten sieht — beide jung, beide schön, beide sanft. Die Eine besitzt allen Muth, Verstand und Kraft eines Mannes, und doch, wie wir sehen, die Schwäche eines Weibes. Die Andere ist zart und furchtsam, freundlich und liebevoll, und doch ohne die geringste Selbstsucht, die zur Eifersucht führt. Beim Himmel! de Brechy, dieses Benehmen Mariens von Anjou hat mich oft in Verlegenheit gesetzt. Ich glaube, ich könnte mich eben so leicht, wie irgend ein Anderer, für das Glück einer geliebten Person aufopfern;\*) aber der Liebhaber meiner Frau könnte nie mein Freund werden. Es gibt Dinge, die zu viel für die menschliche Natur sind. Aber diese Dame — Ihre Majestät meine ich — scheint mir ein vollkommener Engel; und die andere thut Alles, was ein gefallener und reuiger Engel nur thun kann, um die Freundschaft zu erhalten, die er verwirkt zu haben fürchtet. Alles, was Ehrerbietung

\*) Er bewies später auf edle Weise seine Anhänglichkeit an Karl VII. durch eine Handlung, die ihn mehr auszeichnete, als alle militairischen Dienste, die er jenem Fürsten leistete. Seine Entlassung vom Hofe wurde, um eine theilweise Ausöhnung zwischen dem Könige und dem jungen Herzoge von Burgund herbeizuführen, gefordert. Karl widersetzte sich mit Festigkeit; aber du Chatel gab freiwillig alle seine Aussichten auf und entfernte sich, um seinen Herrn aus der Verlegenheit zu befreien.

und demüthige und feste Anhänglichkeit thun können, um ihr Vergehen abzuwaschen, wendet sie gegen die Königin an, und ich glaube von ganzem Herzen, daß kein Rath, den Agnes Sorel je Marie von Anjou gegeben, irgend einen anderen Zweck hatte, als Mariens Glück. Dennoch ist immer Alles sehr seltsam, und je weniger wir davon reden, desto besser.“

Jean Charost dachte auch so; aber jene Unterredung veranlaßte Gedanken, die mit geringer Unterbrechung während des ganzen Abends fort dauerten.

Die Gesellschaft in fast jedem Lande hat ihre Kindheit, ihre Jugend, ihre Reife und ihr Greisenalter. Wenigstens ist dies bisher der Fall gewesen. Diese verschiedenen Stadien sind je nach den Umständen von längerer oder kürzerer Dauer; aber die gesonderten Epochen sind gewöhnlich hinlänglich bezeichnet. Das Zeitalter, in welchem Jean Charost lebte, hatte nicht jene moralische Tendenz, die der Reife des Lebens angehört — es war ein Zeitalter der Leidenschaft und Handlung, der Jugend, Thätigkeit und Unbesonnenheit. Dennoch diente das Gefühl oft als Führer, wo die Vernunft den Menschen im Stiche ließ; und aus irgend einer Ursache fühlte sich Jean Charost gekränkt, nicht einen einzigen Charakter unter Allen, die ihn umgaben, rein und erhaben genug zu finden, um seine volle Achtung zu erhalten. Er legte sich jene schmerzliche Frage vor, die uns so oft wiederkehrt,

ehe wir aus der Erfahrung oder vermöge der Vernunft eine Kenntniß von der gemischten Natur des Menschen erlangen: Giebt es Tugend, Wahrheit und Ehre auf Erden?

Der nächste Tag verging wie ein Tag der Trauer; aber früh am folgenden Morgen kamen alle Kavalierere im Schlosse Espaly in der großen Halle zusammen und es fanden eifrige Berathungen unter ihnen statt. Da sah man Lächeln und heitere Blicke und hörte manchen muntern Scherz. Es wurden auch Lanzen hereingebracht und Schilde untersucht wie zum Turnier.

Jean Charost fragte seinen Begleiter du Chatel nach der Bedeutung alles Dessen, was er sah, und der Letztere entgegnete mit ernstem Lächeln:

„Nur ein knabenhafter Scherz, aber ein solcher, der wichtige Folgen haben kann.“

Im nächsten Augenblicke trat der junge König, fast ganz in Scharlach gekleidet, von einer Anzahl der Damen und Herren des Hofes begleitet, in die Halle und empfing graziös und gnädig die Begrüßungen seiner Unterthanen; aber im nächsten Augenblicke umringten ihn la Hire und zwei oder drei Andere so nahe, daß es Jean Charost vorkam, als erwiesen sie dem Könige geringe Ehrerbietung. Doch plötzlich rief eine Stimme:

„Verzeihung, Sire!“

Und in einem Augenblicke wurden die Lanzen gekreuzt, ein Schild darauf geworfen und der junge Monarch auf einen Thron erhoben, der sich für einen der Vorfahren Karl des Großen geeignet hätte. Du nois ergriff ein Banner, worauf das Wappen Frankreichs gestickt war; und durch die Thür der Halle in die Kapelle gehend, wurde das Banner dreimal durch die Luft geschwungen und die Stimmen der Gegenwärtigen machten die Decke von dem Rufe ertönen:

„Es lebe König Karl der Siebente!“

Fast zu gleicher Zeit kam noch eine Person zu der Gruppe vor dem Altare hinzu. Jacques Coeur wiederholte herzlich den Ruf und fügte hinzu:

„Ich habe die Mittel mit mir gebracht, Sire — wenigstens hoffe ich es — um Euch in der That zum Könige von Frankreich zu machen. Die Gelder sind hier im Schlosse und in guter Verwahrung.“

„Dank — Dank, mein guter Freund!“ sagte der junge König. „Wir müssen zusammen zu Rathe gehen, wie sie am vortheilhaftesten anzuwenden sind, damit unsere aufrichtige Dankbarkeit dem Dienste folge, welches auch der Erfolg der Anwendung sein möge, die wir davon machen. Und nun, meine Herren und Damen, wollen wir uns sogleich auf den Weg nach Poitiers machen — ja, schon mor-

gen in aller Frühe — um dort in der Kathedrale  
 feierlich gekrönt zu werden. Jene Stadt können  
 wir wenigstens unser nennen, und dort wollen wir  
 überlegen, wie wir auch andere wieder in unsere  
 Macht bekommen können.“

### Drittes Kapitel.

Welch' ein schwindliger Wirbel ist die Geschichte! Wie seltsam ist es, die Menge von Atomen anzusehen, die jeden Augenblick über das wirbelnde und unruhige Wasser der Zeit dahinrauschen, wild fortgetragen von Ursachen, die sie nicht kennen, denen sie aber gehorchen. Bald fangen sie das Licht auf, bald stürzen sie sich in Dunkelheit, aufgereggt, hin und her geworfen, umgedreht im wirbelnden Tanze und endlich verschlungen von dem tiefen Strudel, wo Alles verschwindet! Es ist eine seltsame, schreckliche, aber heilsame Betrachtung. Keine Predigt, keine Leichenrede, die je gehalten worden, zeigt so deutlich dem Herzen die Leerheit aller menschlichen Dinge — die Widersinnigkeit des Ehrgeizes, die Thorheit des Geizes, die Schwäche der Eitelkeit und Niedrigkeit des Stolzes, wie der traurige und feierliche Aublick der Geschichte — die Aufzeichnung von Thaten, die nur von Leiden-

schaften hervorgebracht worden und gänzlich vergebens gewesen. Aber es giebt ein Buch, worin man alle diese Dinge lesen kann; und wie schrecklich werden die mitgetheilten Resultate sein!

Wie leicht ist aber für die Männer, welche Geschichte schreiben, während sie in diesem Wirbel umhertreiben und vorwärts streben ihrem Verhängnisse zu — wie leicht ist jeder Uebergang, wie unmerklich die Abnahme des Kreises, während sie vorwärts getragen werden — wie rasch ist, besonders in Zeiten großer Thätigkeit, der Uebergang von Ereigniß zu Ereigniß! Die Zeit scheint still zu stehen in der Hitze der Handlung, und die Energie ruft gleich dem Propheten: „Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond im Thale Aijalon!“

Als mehrere Jahre vorüber waren, schien es Jean Charost nur, als wäre ein Tag und eine Nacht vergangen, seitdem er Agnes und seine Mutter in dem Schlosse Brech in der Nähe von Bourges zurückgelassen. Jeder Tag hatte seine Beschäftigung gehabt, jede Stunde ihre Gedanken — jede Handlung war so rasch der anderen gefolgt, daß er keine Zeit gehabt hatte, die Zeit zu berechnen.

Doch so viele große Ereignisse waren geschehen, daß man hätte denken sollen, die Stunden auf der Scheibe wären hinlänglich bezeichnet. De Brech hatte an Schlachten Theil genommen; man hatte ihn zu

Verhandlungen angewendet; er war auf einem von den mit Bewaffneten angefüllten Schiffen, die Jacques Coeur gehörten, auf dem mittelländischen Meere gefahren, um neue Hülfsmittel für seinen König anzuschaffen, und es war am französischen Hofe eine Periode der Stille und Unthätigkeit eingetreten, wie es gewöhnlich zwischen den erbitterten Kämpfen mit einem fremden Feinde der Fall war, und welche meistens mit Mänken und Rabalen unter den Hofleuten ausgefüllt wurde. Er nahm seinen Weg von Poitiers nach Bourges, in Folge eines Versprechens, welches er sich selber oft gegeben, wenigstens auf eine Zeit lang zu Denen zurückzukehren, die er mit unveränderlicher Bärtlichkeit liebte; und unterwegs dachte er mit Freude an seine Mutter und stellte sie sich gerade so vor, wie er sie verlassen — ohne zu wissen, daß ihr Haar jetzt schneeweiß geworden, und an seine liebe, kleine Agnes — indem er vergaß, daß sie nicht mehr das muntere Mädchen von vierzehn Jahren sei.

Aber auch Jean Charost erschien jetzt nicht mehr als der arme Jüngling, der sich anstrengte, die mit Schulden belastete Besizung seines Vaters zu befreien, noch als der Krieger, der mit einer Hand voll Begleiter in die Schlacht zog. Sein Zug war stark und zahlreich. Die Besizung St. Florent, die seinem eigenen Schlosse und der Stadt Bourges so nahe lag, daß ein Verwalter leicht beide beaufsichtigen konnte,

hatte ihm nicht nur reiche Geldmittel, sondern auch abgehärtete Krieger geliefert; und mit einem Truppe von einigen sechzig berittenen Männern, alle freudig, wie er selber, auf eine Zeit lang in ihre Heimath zurückzukehren, ritt er heiter vorwärts, ein kräftiger Mann im besten Lebensalter, mit narbenvoller Stirn und sonnenverbranntem Gesichte, aber seine braunen Locken von wenigen grauen Linien durchzogen, außer wo der Helm darauf gedrückt und das winterliche Zeichen vor der Zeit herbeigeführt hatte.

Aber in dem Ausdrucke des Gesichts war seine Jugend am deutlichsten sichtbar. Da waren keine harten Linien, keine tiefen Furchen; Alles erschien ernst, denn er war nie von fröhlicher Gemüthsart gewesen; aber es hatte einen heiteren Ernst — wenn der Ausdruck erlaubt ist, der einen Widerspruch zu enthalten scheint — heiterer, als in früheren Jahren. Der glückliche Erfolg hatte ihn erheitert, die Welterfahrung hatte den Rost der Abgeschiedenheit abgerieben und ein aufrichtiges und edles Herz verlieh seinem Blicke Sonnenschein.

Das Land, durch welches er reiste, war durchaus friedlich — die englischen Truppen waren noch nicht über die Loire gekommen — der Herzog von Bedford hielt sich in England auf und seine Generäle zeigten sich ein wenig nachlässig während seiner Ab-

wesenheit. Nach dem heftigsten Kampfe erhob sich der Franzose bald wieder, und wer von Poitiers nach Bourges reiste, konnte glauben, das Land habe nie Kampf und Streit gekannt, und Alles wäre Friede und Freude gewesen. Da wurde auf dem grünen Rasenplaz des Dorfes getanzt — da war das hübsche Gasthaus mit seinem wohlgenährten Wirth, der seine Gäste mit Schwänken und lustigen Erzählungen unterhielt — die Glocken läuteten zur Hochzeit, die Geistlichen zogen durch die Straßen und Gesang ertönte auf den Feldern und Weinbergen.

Es war am Abende eines heiteren und warmen Sommertages gegen Ende des vorletzten Tagemarsches, als sich das alte Schloß St. Florent auf einer kleinen Erhöhung an den Ufern des Flusses Cher mit seinem hübschen Dorfe am Fuße und auf drei Seiten von Wäldern eingeschlossen zeigte, wo Jean Charost für die Nacht Halt machen und am folgenden Tage seine Reise nach Breçy fortsetzen wollte. Es war ein angenehmes Gefühl für sein Herz, wieder auf seine eigene Besizung zu kommen, und dort auf dem großen, runden Thurme des alten Gebäudes eine Fahne flattern zu sehen, die, wie er nicht zweifelte, sein Wapen trug. Gerade als er eine von den alten Brücken über den Fluß Cher mit ihren engen Spizbogen und ihren massiven, mit Epheu bewachsenen Pfeilern überschritt, bemerkte er einen Blitz, der von den Mauern

des Hauses ausging, und hörte im nächsten Augenblicke den Knall einer Kanone.

„Sie sehen uns kommen und begrüßen uns, de Bigny,“ sagte Jean Charost, sich zu einem seiner Begleiter wendend. „O! es ist doch angenehm, sich seines Eigenthums in Frieden zu erfreuen. Wolle der Himmel, diese Kriege wären zu Ende. Ich bin ihrer fast überdrüssig.“

Sie ritten den Abhang hinauf und traten in einen kleinen Wald, wo die dunklen Eichen, ein wenig gebräunt von der Sommer Sonne, ihre langen Aeste droben ausbreiteten und einen angenehmen Schatten gewährten. Es war eine liebliche, erfrischende Scene, wo das Auge weit durch die Stämme der alten Bäume dringen und hie und da eine graue Felsmasse, einen grünen Rasen, einen schimmernden Bach sehen konnte, der sich schäumend in den Fluß Cher stürzte, sowie eine kleine Einsiedelei, ein steinernes Kreuz, vor derselben erhöht, und zwei Greise mit langen, schneeweißen Bärten, die sich in den dunklen Eingang zurückzogen, als sie den Trupp bewaffneter Männer erblickten.

„Dies ist angenehm,“ sagte de Brech, noch mit seinem Begleiter redend; „aber morgen werden wir angenehmere Dinge erleben. Das Antlitz der Natur ist schön; aber nicht so schön, wie die Gesichter Derjenigen, die wir lieben.“

Hundert Schritte weiter zeigte sich das alte Schloßthor mit seinen beiden großen Thürmen und den Mauern, die sich hinter die Bäume erstreckten. Aber er bemerkte Frauenkleider unter dem Eingange, sowie schimmernde Waffen. De Brecy's Herz schlug heftig, und den Uebrigen vorauseilend, war er bald auf der Zugbrücke.

Es ist selten, daß das Schicksal unsere Hoffnungen erfüllt. Es ist ein strenger Lehrer, der des Menschen Ungeduld durch Aufschub zügelt. Aber da waren sie — seine Mutter und die kleine Agnes, wie er sie noch immer nannte. Die Veränderung an Beiden war nur von der Art, wie die Zeit sie gewöhnlich an alten und jungen Personen hervorbringt. Die mit Frau von Brecy vorgegangene Veränderung wollen wir übergehen, denn sie hatte keine Folgen. Bei der, welche Agnes erfahren, müssen wir indeß etwas länger verweilen. Der Uebergang von der ältlichen zu der alten Frau ist leicht und zeigt nichts Bemerkenswerthes — der Schritt von dem Kinde zu der Jungfrau ist dagegen rascher und auffallender. Es ist Etwas in uns, was macht, daß wir den Verfall besser, als die Entwicklung begreifen.

Agnes, die bis zu der Zeit, wo Jean Charost sie zuletzt gesehen, von kleiner Statur, wenn gleich schön gebildet gewesen, schien gleich einer Lilie in einer Nacht aufgeschossen zu sein, und war jetzt größer,

als Frau von Brech. Aber sie hatte nicht nur an Größe zugenommen, ihre ganze Gestalt war verändert und hatte eine Symmetrie angenommen, die eben so zart aber sehr verschieden von der war, die man früher an ihr bemerkt hatte. Früher hatte sie nach Jean Charost's Ansicht einer kleinen Sylphide geglichen; jetzt aber konnte kein Zweifel sein, daß sie ein Weib war, obgleich sie noch immer etwas Sylphidenartiges an sich hatte. Schön, wunderbar schön war sie für Jean Charost's Augen, doch lag etwas Schwermüthiges in der Veränderung. Das liebe Wesen seiner Erinnerung war auf immer dahin und er hatte noch nicht Zeit gehabt, sich mit der Veränderung auszuföhnen. Er fühlte, daß er sie nicht lieblosen könne, wie vorher — daß er ihr nicht mehr sein könne, was er früher gewesen, und er ließ sich nicht träumen, je etwas Anderes zu werden.

Seltsam genug, Agnes schien die Veränderung viel weniger zu fühlen, als er. Sie sah in der That keine Veränderung an ihm. Seine Wange mochte ein wenig brauner sein; die Narbe auf seiner Stirn war neu; doch war er derselbe Jean Charost, den sie von Kindheit auf geliebt hatte, und sie bemerkte keine Spur von der Hand der Zeit in seinem Gesichte oder an seiner Person. Sie hatte noch nicht gelernt, ihre Augen auf sich selber zu richten, und die Veränderung an ihm war so unbedeutend, daß sie sie nicht be-

merkte. Sie sprang ihm entgegen, hielt ihm ihre Wange zum ersten Kusse hin und sah ihn mit zärtlichem Blicke an, während er Frau von Brech an sein Herz drückte, was einen Zuschauer, der ihr früheres Leben nicht gekannt, auf einen falschen Schluß hätte führen können.

Aber Jean war sehr glücklich. Zwischen den Beiden, die er am meisten auf Erden liebte, trat er in das alte Schloß und wurde in Zimmer geführt, die er noch nie gesehen hatte. Er hörte jetzt, daß sie, sobald sie seine beabsichtigte Rückkehr erfahren, von Brech dorthin gekommen, um mit ihm zusammenzutreffen, wie Agnes mit eigenen Händen die Halle ausgeschmückt, und wie der gute Martin Grille dafür gesorgt, daß Alles zu dem Empfange seines Herrn in gehöriger Ordnung sei. Der Abend verging heiter bei verschiedenen kleinen Ereignissen, die alle sehr angenehm waren, wobei ich aber jetzt nicht verweilen darf. Das Abendessen wurde in der großen Halle aufgetragen, und als es beendet war und man de Brech's vornehmsten Begleitern zum Willkommen guten Wein gegeben, entfernte er sich mit seiner Mutter und seiner schönen jungen Schutzbefohlenen, um die Gegenwart und die Vergangenheit zu besprechen.

Während jenes Abends war die Unterredung unzusammenhängend und ungeordnet, so daß wir sie in einer Geschichte, wie diese, nur schwer wiedergeben

können. Jean Charost erfuhr alle die kleinen Ereignisse, die in der Nachbarschaft von Bourges geschehen, wie Agnes eine vortreffliche Reiterin geworden, wie sie von einem aus Paris vertriebenen Musiker das Lautenspielen gelernt, wie Frau von Brech sowohl auf ihrer alten Besizung, als in St. Florent Alles mit Sorgfalt und Klugheit angeordnet habe, und wie Agnes ihm an den Ufern des Flusses Cher zu Pferde oder zu Fuß tausend angenehme Wege zeigen könne.

Dann erzählte er ihnen Alles, was er selber erlebt, verweilte nur kurz bei seinen eigenen Thaten und gestand mit aufrichtiger Demuth, daß er reichlicher für seine Dienste belohnt worden, als er es verdiene. Er erzählte auch manche Anekdote vom Hofe, die keiner von seinen Zuhörerinnen große Lust machte, sich unter denselben zu mischen; wie die Anhänglichkeit des Grafen von Richmond durch das Schwert von Connetable und andere Ehren erkauft worden; wie die etwas unbeständige Verbindung mit dem Herzoge von der Bretagne durch das Zugeständniß der einen Hälfte der Einkünfte von Guienne gewonnen worden; wie Richmond den Tyrannen über den König gespielt und ihn gezwungen, Minister nach seinem Gefallen anzunehmen; wie er Beaulieu ermorden und Giac nach einem Verhör zum Schein in einen Sack binden und in die Loire werfen lassen. Glücklicherweise, fügte er hinzu, habe la Trimouille, den der König gezwungen,

als seinen Minister annehmen müssen; seinen Monarchen durch Undankbarkeit gegen seinen Patron gerächt; wie Richmond in der Entfernung vom Hofe in Thätigkeit gehalten werde und wie während seiner Abwesenheit jetzt Alles ruhig sei.

So verging mehr als eine Stunde. Die Sonne war untergegangen, doch bedurfte man keiner Kerzen, denn der große Vollmond schien hell zum Fenster herein und harmonirte mit den Gefühlen Derjenigen, die jetzt nach langer Trennung zusammenkamen. Frau von Brech saß am offenen Fenster; Agnes und Jean Charost standen Hand in Hand neben ihr und das schöne Thal des Flusses Cher erstreckte sich unten, bis sich alle Linien in der Ferne in das nebelhafte Mondlicht verloren.

Gerade jetzt erhob sich ein feierlicher Gesang von dem Fuße des Hügels zwischen ihnen und St. Florent. Agnes lehnte vertraulich ihren Kopf an Jean Charost's Schultern und flüsterte:

„Horch! die beiden Eremiten und die Kinder des Dorfes, die sie unterrichten, singen, ehe sie sich trennen.“

Jean Charost horchte aufmerksam, bis der Gesang beendet war, und sagte dann in ruhigem Tone:

„Ich sah zwei alte Männer in die Einsiedelei gehen. Ich hoffe, ihr Ruf ist gut; denn es ist schwierig, Männer, die aus der Heiligkeit eine Profession

machen, aus ihrem Besitze zu verdrängen, und doch ist ihre Nähe nicht immer sehr angenehm.“

„O ja, man spricht gut von ihnen,“ versetzte Frau von Brech. „Aber Einer von ihnen ist sehr seltsam und erschreckte uns.“

„Es war nur auf einen Augenblick,“ rief Agnes lebhaft. „Er ist auch ein freundlicher, guter Mann. Ich will Dir erzählen, wie Alles geschah, lieber Jean; dann wollen wir morgen hinuntergehen und ihn besuchen, denn er und ich sind jetzt gute Freunde. Am Tage nach unserer Ankunft war ich hinausgewandert, wie ich in Brech zu thun pflege, indem ich mich hier eben so sicher hielt, wie dort, als mir plötzlich im Walde, gerade bei dem kleinen Wasserfalle, ein großer alter Mann in grauem Gewande begegnete, der an einem Stabe ging. Was er an mir sah, weiß ich nicht, aber in dem Augenblicke, als er mich erblickte, blieb er plötzlich stehen und schien zu schwanken, als ob er umfallen wollte. Ich eilte herbei, um ihn zu unterstützen; aber er ergriff meinen Arm und richtete seine Augen so strenge auf mein Gesicht, daß er mir Furcht einflößte. Seine Worte erschreckten mich noch mehr, denn er begann die seltsamste und wildeste Sprache, die ich je gehört, fragte, ob ich aus dem Grabe gekommen, und ob seine langen Jahre der Buße vergebens gewesen, und sagte dann, er habe mir verziehen und gewiß dürste ich ihm auch ver-

zeihen; er wisse, Gott habe ihm verziehen, und warum  
 sollte ich denn so hart sein? Dann weinte er bitter-  
 lich. Ich versuchte ihn zu besänftigen und zu beruhigen;  
 aber er hielt mich noch immer am Arme fest und ich konnte  
 nicht wegkommen. Nach und nach wurde er ruhig und bat  
 mich um Verzeihung. Er sagte, es wäre eine Täuschung  
 gewesen, fragte nach meinem Namen und ich mußte mich zu  
 ihm auf das Moos setzen. Dort sprachen wir länger, als eine  
 halbe Stunde; denn immer, wenn ich gehen wollte, bat er  
 mich dringend, noch zu bleiben. Die ganze Zeit über redete er  
 irre — wenigstens konnte ich nicht die Hälfte von dem verstehen,  
 was er sagte. Er sagte mir indessen, er wäre einst ein  
 reicher Mann, ein Hofmann und Ritter gewesen; vor vielen  
 Jahren habe man ihm ein schweres Unrecht gethan und in einem  
 Augenblicke der wahnsinnigen Leidenschaft habe er ein großes  
 Verbrechen begangen. Einige Jahre sei er als ein verdammter  
 Geist halb wahnsinnig umhergewandert, doch mit dem Bewußtsein,  
 daß er es sei. Dann habe er einen guten Mann getroffen, der  
 ihn zu besseren Hoffnungen geführt, und von der Zeit an habe  
 er seine ganze Zeit mit Buße und Gebet hingebracht. Endlich  
 bat er mich dringend, ihn in seiner Einsiedelei zu besuchen;  
 und so bin ich mit meinem Mädchen Margiette zweimal bei ihm  
 gewesen. Er und sein Gefährte unterrichten, wie ich erfuhr,  
 die kleinen Kinder

des Dorfes. Er schien erfreut, mich zu sehen, doch sah er mich anfangs von der Seite an, als fürchte er mich fast. Aber er schien viel von Dir zu wissen, lieber Jean; wenigstens dem Mufe nach. Er sagte, Du wärest immer treu und wahr gewesen und würdest es auch bis an's Ende sein; kurz, er sprach von Dir, wie ich es gern höre. So mußt Du also mit mir kommen und ihn und seinen Gefährten besuchen."

„Das will ich,“ versetzte Jean Charost.

Er machte keine weitere Bemerkung über ihre Erzählung. Aber was sie ihm erzählte, gab ihm Stoff zu tiefem Nachdenken, als die Uebrigen sich schon zur Ruhe begeben hatten.

## Viertes Kapitel.

Als Jean Charost erwachte, herrschte ein lieblicher, schläfriger Sommermorgen, wo die ganze Natur zu schlafen geneigt scheint, wo eine Milde in der Luft, ein nebelartiger Dufst in der Atmosphäre schwebt, wo streifige, weiße Wolken den Himmel halb verschleiern, und wo selbst die Vögel der Büsche und die Thiere des Feldes geneigt scheinen, den lieblichen Morgenschlummer in der sie umgebenden köstlichen Scene fortzusetzen. Ein leichter Luftzug bewegte freilich die Bäume, aber die Luft war sehr sanft und milde; und obgleich sich die Lerche vom Acker erhob, um ihr Morgenlied an den Pforten des Himmels zu singen, so waren doch die Töne durch die Entfernung so gemildert, daß man die Melodie mehr zu fühlen, als zu hören glaubte. Es war noch sehr früh, und von dem Fenster aus war kein beweglicher Gegenstand zu sehen, außer den stummen Heerden, die zur Weide

zogen, außer einer Dohle, die über seinen Kopf dahinflog, und einem frühen Arbeiter, der auf das Feld zog. Sonst schlummerte noch Alles. Dennoch war der junge Seigneur de Brecy bald zum Ausgehen gerüstet und wanderte auf die Einsiedelei zu. Er fand die Bewohner derselben bereits auf und zu ihren Morgenarbeiten bereit; aber Einer von ihnen begrüßte ihn als einen alten Bekannten, führte ihn in die Zelle und unterredete sich länger als eine Stunde mit ihm.

De Brecy kam ernster heraus, als er hineingegangen war, obgleich er vorher schon ernst genug gewesen; und gleich nach seiner Rückkehr in das Schloß wurden Boten an mehrere öffentliche Beamte jenes Ortes geschickt. Es geschah indessen ganz in der Stille, und selbst die, welche die kurzen Briefe ihres Herrn überbrachten, hatten keinen Begriff davon, daß sein Impuls so plötzlich gewesen, denn sie glaubten, er handle nur nach Befehlen, die er vor seiner Abreise aus Poitiers erhalten.

Ehe de Brecy zu seiner Mutter und Agnes kam, brachte er einige Zeit damit zu, ein Paket mit alten Papieren, einigen Schmuckstücken und einem Ringe anzusehen, und dann ging er mehrere Minuten gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Endlich warf er die Sorge von sich, mischte sich unter die Familie und es verging eine Stunde bei angenehmer Unterhaltung. Vielleicht war Jean Charost heiterer,

als gewöhnlich und weniger gedankenvoll; doch seine Mutter bemerkte, daß er einigemal seine Augen nachdenkend auf Agnes richtete. Auch war Agnes sich dessen nicht unbewußt; und einmal, als sie seinem Blicke begegnete, verbreitete sich ein Erröthen über ihre Wange und eine leichte Aufregung verrieth sich in ihrem Wesen.

Bald darauf verließ sie die Halle und Frau von Brech sagte in ruhigem Tone, aber nicht ohne bestimmten Zweck:

„Ich zweifle nicht, mein Sohn, daß wir bald einen Besuch von einem jungen Nachbar erhalten werden, der zwischen hier und Brech wohnt, nämlich von einem Herrn de Brives, dessen Schloß und Dorf desselben Namens Du von dem Gipfel des Thurmes sehen kannst. Er hat uns sowohl hier, als in Brech häufig besucht — ich darf wohl sagen, um unsere liebe Agnes zu sehen. Du bemerkst, mein Sohn, wie schön sie geworden ist; und um die Wahrheit zu sagen, ist es mir sehr lieb, daß Du gekommen bist, ehe dieser Herr seine Wünsche erklärt hat; denn ich konnte nicht wagen, ihm mitzutheilen, was selbst ich von der Geschichte unserer Agnes weiß und doch möchte er wünschen, etwas mehr von ihrer Familie zu erfahren.“

Sie beobachtete ruhig das Gesicht ihres Sohnes, während sie sprach; doch konnte sie keine Spur von

Gemüthsbewegung darin entdecken. Jean Charost schwieg freilich zwei bis drei Minuten, doch blieb er völlig ruhig und nur gedankenvoll. Endlich fragte er: „Wißt Ihr irgend Etwas von dem Rufe dieses Herrn, theuerste Mutter.“

„Er scheint in gutem Rufe zu stehen, nach dem Laufe der Welt,“ versetzte Frau von Brech. „Er scheint liebenswürdig und freundlich zu sein und zeichnete sich, wie man mir sagt, vor einigen Jahren in dem Angriffe auf Cone aus. Er ist überdies reich und durchaus Herr seiner selbst.“

„Wie empfängt ihn Agnes?“ fragte Jean Charost gedankenvoll.

„Freundlich und höflich,“ entgegnete seine Mutter; „aber weiter habe ich Nichts bemerkt. Ich habe seine Besuche freilich nicht sehr begünstigt, denn ich dachte, es könnte eine traurige Täuschung für das liebe Mädchen sein, wenn sie ihm ihre Neigung zuwende und ihre dunkle Geschichte ein unüberwindliches Hinderniß in den Augen des Mannes würde, den sie gewählt.“

„Wenn es so wäre, würde er ihrer unwürdig sein,“ antwortete Jean Charost, aufstehend und langsam im Zimmer auf und ab gehend. Dann blieb er seiner Mutter gegenüber stehen und fügte hinzu: „Ich habe schon den ganzen Morgen daran gedacht, liebe Mutter, Agnes ihre ganze Geschichte mitzutheilen.“

Es ist eine etwas schwierige und schmerzliche Aufgabe. Es muß aber doch geschehen.“

„Ich denke, je eher, desto besser,“ versetzte Frau von Brech. „Ich habe schon lange daran gedacht; da ich mich aber gänzlich auf Dein Urtheil verließ, wollte ich nicht einschreiten.“

„Weiß sie, daß sie in keiner Weise mit uns verwandt ist?“

„Ja — ja,“ antwortete seine Mutter. „Ihre eigenen Fragen brachten eines Tages so viel heraus. Ich konnte bemerken, daß sie gern mehr gefragt hätte; aber ich sagte ihr nur, sie wäre eine Waise, die man Deiner Fürsorge und Vormundschaft übergeben. Das schien ihr zu genügen, und mehr fragte sie nicht. Aber ich denke, es ist recht, daß sie Alles erfahre.“

„Das soll sie auch,“ entgegnete Jean Charost. „Ich will es ihr sagen. Aber es muß in einem Augenblicke geschehen, wo wir Beide allein sind.“

„Wenn Du mir ein Zeichen geben willst, so will ich das Zimmer verlassen,“ sagte Frau von Brech.

„Nein,“ versetzte ihr Sohn gedankenvoll, „das wird nicht nöthig sein. Ich könnte es nicht so förmlich sagen. Es muß ihr auf sanfte und unbefangene Weise mitgetheilt werden, liebe Mutter, um sie nicht aufzuregen oder zu beunruhigen. Eines Tages, wenn wir mit einander ausreiten oder in den Wäldern oder auf den Schloßmauern spazieren gehen, will ich Etwas

sagen, was sie natürlich dahin führen wird, weiter zu fragen. Dann will ich es ihr nach und nach als eine Sache von keiner großen Bedeutung mittheilen. Da ertönt ein Horn am Thore. Vielleicht ist es dieser Herr de Brives.“

„Was willst Du thun, wenn er sogleich redet?“ fragte Frau von Brecy und fügte dann schnell hinzu: „Ich zweifle nicht, daß er es thun wird.“

„Ich will ihn an Agnes selber verweisen,“ antwortete Jean Charost. „Sie muß entscheiden. Vorher aber will ich ihm, so viel ich kann, von ihrer Geschichte mittheilen und ihm als ein Gegengewicht die Versicherung geben, daß ihr Alles zufallen soll, was ich durch meine Anstrengungen oder durch mein Schwert erworben habe.“

„Aber Du wirst selber einst heirathen, lieber Jean — ich hoffe und erwarte es,“ sagte seine Mutter lebhaft.

„Niemals!“ rief ihr Sohn, und im nächsten Augenblicke war Herr de Brives im Zimmer.

Er war ein großer, schöner, junger Mann von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, gebildet und höflich in seinem Wesen, mit dem Tone warmer Aufrichtigkeit in seinem ganzen Benehmen, der gewöhnlich sehr einnehmend für ein weibliches Herz ist. Warum, können wir kaum sagen, aber Jean Charost empfing ihn mit etwas stattlicher Kälte, und die ersten Worte

der Begrüßung waren kaum ausgesprochen, als Agnes selber wieder in's Zimmer trat und ihren Gast mit freundlicher Unbefangenheit willkommen hieß. De Brech's Augen waren lebhaft auf sie gerichtet.

Nach einigen Minuten wendete sich Herr von Brives zu Jean Charost und sagte:

„Es ist mir lieb, daß Ihr endlich zurückgekehrt seid, Herr von Brech, denn ich habe einige Worte mit Euch allein zu reden, wenn es Eure Zeit erlaubt, mir Gehör zu geben.“

„Ei wiß,“ versetzte de Brech aufstehend.

Seiner Mutter ein Wort zuflüsternd, als er vorüberging, warf er Agnes noch einen Blick zu; aber ihr Gesicht war völlig ruhig, und dann führte er den Fremden in ein nahes Kabinet.

Seine Unterredung mit Herrn von Brives währte eine halbe Stunde, und eine kurze Zeit vorher verließ Frau von Brech ruhig die Halle, während Agnes, an einem Waffenrocke stückend, zurückblieb.

Nach einiger Zeit kamen die beiden Herren aus dem Kabinete und Herr von Brives ging sogleich in das Zimmer, wo Agnes saß. Jean Charost dagegen ging in die untere Halle, die leer geblieben war, während seine Begleiter sich auf dem Schloßhose umhertrieben. Dort schritt de Brech mit ernster und finsterner Miene, seine Arme über die Brust gekreuzt, auf und ab, wendete sich einmal um und sah den

Spielen zu, die auf dem Hofplaz vorgingen. Aber er setzte seinen Weg, ohne zu lächeln, fort, richtete seine Augen gedankenvoll auf die alten Steine, als hätte er ihre Anzahl berechnen oder ihre Flecken beobachten wollen. Die Zeit schien ihm sehr lang zu werden, und doch wollte er den Liebhaber in seiner Bewerbung nicht stören.

Endlich aber hörte er einen raschen Schritt herbeikommen, und im nächsten Augenblicke trat Herr von Brives in die Halle, als wollte er nur hindurch gehen, um auf den Hofplaz zu gelangen. Sein Gesicht war todtenblaß und in jedem Zuge Spuren heftiger Gemüthsbewegung zu bemerken.

„Nun?“ rief de Brech, ihm entgegen gehend, „sie hat Euch doch angenommen — natürlich hat sie Euch angenommen?“

De Brives ergriff nur seine Hand und schüttelte den Kopf.

„Saget Ihr, daß Ihr Alles wüßtet?“ fragte de Brech. „Sprachet Ihr von Eurem edlen Anerbieten —“

„Vergebens — Alles vergebens,“ sagte der junge Mann, und de Brech's Hand heftig drückend, entfernte er sich rasch von ihm und verließ das Schloß.

Jean Charost stand einen Augenblick in der Mitte der Halle in tiefem Nachdenken da und stieg dann die Treppe hinauf, wo er Agnes verlassen hatte. Er

fand sie bitterlich weinend, und sanft auf sie zugehend, setzte er sich zu ihr nieder und faßte ihre Hand.

„Liebe Agnes,“ sagte er, „Du weinst — Du bedauerst, was Du gethan hast? Es ist noch nicht zu spät. Laß mich ihm nachschicken; er hat kaum das Schloß verlassen.“

„Nein, nein, nein!“ rief Agnes lebhaft. „Ich bedauere nicht, was ich gesagt habe, wenn ich auch bedaure, Schmerz verursacht zu haben — ja, ich bedaure immer, wenn ich Schmerz verursachen muß. Aber ich sagte ihm nur die Wahrheit.“

„Was sagtest Du ihm?“ fragte Jean Charost, vielleicht ein wenig zudringlich.

Agnes wurde sehr roth, antwortete aber sogleich:

„Ich sagte ihm, ich könne ihn nicht lieben, wie ein Weib ihren Gatten lieben solle.“

„Freilich eine bittere Wahrheit von solchen Lippen, wie diese,“ sagte Jean Charost in leisem Tone.

„Freilich, freilich,“ rief Agnes, die einen Vorwurf in seinen Worten zu finden schien; „aber ich wollte ihm nicht mehr Schmerz verursachen, als durchaus nöthig war, indem ich ihm die Wahrheit sagte. Aber wie konnte ich ihn lieben?“ fragte sie mit verwirrtem Blicke; und dann fügte sie hinzu, indem sie traurig den Kopf schüttelte: „Nein — nein — nein!“

„Kein Wort weiter, liebe Agnes,“ sagte Jean Charost. „Du thatest ganz recht, ihm die Wahrheit

zu sagen; und ich bin völlig gewiß, daß Du es so sanft wie möglich gethan. Nun laß uns dieses schmerzliche Ereigniß so bald wie möglich vergessen, und Alles wird wieder wie früher sein.“

„O! sehr gern,“ rief Agnes mit heiterem Lächeln. „Ich hoffe und wünsche Nichts weiter.“

Er besänftigte sie nach und nach mit milder Bärtlichkeit und entwöhnte sie von allen schmerzlichen Gedanken. Dann lenkte er die Unterhaltung mit einer Geschicklichkeit, die man nicht von ihm hätte erwarten sollen, unmerklich zu anderen Gegenständen und zu entfernten Scenen.

Die Rückkehr der Frau von Brechy in's Zimmer erneuerte auf eine kurze Zeit die Aufregung des schönen Mädchens und Jean Charost ließ sie bei seiner Mutter zurück, nachdem er versprochen, an dem Abende einen weiten Spaziergang mit ihr zu machen und sich alle schönen Stellen in den umgebenden Wäldern zeigen zu lassen.

Man nimmt gewöhnlich an, daß ein weibliches Herz sich leichter einem Weibe, als einem Manne öffnet; und zuweilen ist es so, zuweilen nicht. Wenn wir genau beobachten, müssen wir bemerken, daß die Geheimnisse sorgfältiger vor weiblichen Augen, als vor allen anderen verborgen werden — vielleicht wegen ihrer Scharfsicht. Dies aber war wahrscheinlich bei Agnes nicht der Fall. Dennoch war es vergebens, daß Frau

von Brech sie befragte. Sie erzählte offen und einfach Alles, was geschehen war, und berichtete jedes Wort, welches man ausgesprochen, so weit sie sich dessen erinnerte. Aber Etwas sagte Agnes nicht, nämlich die Ursache alles Dessen, was geschehen war. Freilich konnte sie dieselbe nicht angeben, denn sie war an sich nebelhaft und undeutlich — Etwas, was sie fühlen, aber nicht erklären konnte.

Freudig hörte sie die Trompete zum Mittagessen blasen; denn sie hatte Frau von Brech zum Nachdenken gebracht, und Agnes wünschte nicht, daß sie zu lange über ihre Handlungsweise an dem Tage nachdenken möge.

Um Mittag war es sehr schwül, und Jean Charost hatte mehrere Stunden nach der Mahlzeit reichliche Beschäftigung. Reiter gingen ab und kamen an; er hielt Unterredungen mit mehreren Personen aus Bourges und mit mehreren der Pächter von St. Florent. Er schickte eine große Abtheilung der Leute, die ihn von Poitiers begleitet hatten, in die benachbarte Stadt, und das Schloß wurde still und einsam.

Gegen Abend aber forderte er Agnes auf, sich auf ihren Spaziergang vorzubereiten, und als er ihrer wartend im Vorsaale auf und ab ging, schloß Frau von Brech, daß er an dem Abende mit seiner schönen Schutzbefohlenen über den delikaten Gegenstand ihrer eigenen Geschichte zu reden beabsichtige.

„Sei sanft gegen das liebe Mädchen, mein Sohn,“ sagte sie; „und wenn Du siehst, daß ein Gegenstand sie aufregt, so verändere ihn. Es geht Etwas in Agnesens Geiste vor, was wir nicht ganz begreifen, und man könnte einen zarten Punkt berühren, ohne es zu wissen.“

„Bermuthet Ihr eine andere Neigung?“ fragte Jean Charost, sich so plötzlich umwendend und so ernst redend, daß seine Mutter davon überrascht wurde.

„Durchaus nicht,“ antwortete sie. „Ich kann es nicht für möglich halten. So viel ich weiß, hat sie Niemand gesehen, der möglicherweise ihre Neigung hätte gewinnen können, als diesen Herrn von Brives. Die alten Krieger in diesem Schlosse und in Brechy, der gute Martin Grille und Henriot, der Reitknecht, sind, auf mein Wort, alle Männer, die wir gesehen haben.“

Durch Agnesens Rückkehr wurde die Unterredung unterbrochen, und dann ging sie mit de Brechy zu einem von den Nebenthoren auf den Hügel hinaus. Agnes war jetzt so heiter, wie eine Lerche; der Schauer war vorübergezogen und Alles klar, so daß keine Spur der Aufregung zurückblieb.

De Brechy war gedankenvoll, doch bemühte er sich gleichfalls, heiter zu sein, blieb stehen und sah sich um, wenn sie ihn auf eine Schönheit der Scene aufmerksam machte, und sprach von der Lieblichkeit der

Natur und den Wundern der Kunst, die er gesehen, seitdem er zuletzt in Berri gewesen; aber es lag noch etwas mehr in seiner Unterredung. Da war eine Tiefe des Gefühls, eine Wärme der Phantasie, ein Reichthum der Gedankenverbindungen, was Agnes auch gedankenvoll machte. Er schien ihren Geist lenken zu können, wie er wollte; und indem er seine Macht sanft und zart ausübte, war es angenehm und neu für ihn, zu fühlen, daß er dieselbe besitze.

Sie kamen zu einer sehr schönen Scene, gerade als die Sonne nicht weit mehr vom Horizonte entfernt war. Es war ein kleiner, abgeschiedener Winkel des Waldes, von hohen, alten Bäumen umgeben und überschattet, der Boden mit kurzem, grünem Grase bedeckt. Die Fläche war so eben wie der Fußboden einer Halle; aber nach Südwesten zu war ein steiler Abhang, von dessen Fuß einige kleinere Bäume ihre Zweige emporstreckten, so daß man durch dieselben, wie durch ein Fenster, eine Aussicht auf das Thal des Cher und den glühenden Himmel jenseits hatte.

„Dies ist ein Ort für Dryaden, Agnes,“ sagte Jean Charost, der sie neben sich auf einen großen Felsblock niedersitzen ließ, der zu dem Fuße einer alten Eiche hingewälzt war. „Nymphen des Waldes, liebes Mädchen, könnten hier wohl mit den Geistern der Luft Umgang pflegen.“

„Ich dachte noch vorgestern,“ sagte Agnes,  
Agnes Sorel. IV. 5

„welch' ein schöner Ort dies für eine Hütte im Walde sein würde, den lieblichen Himmel über uns und die Welt dort unten.“

„Es ist immer besser, die Welt unter uns, oder vielmehr, uns über der Welt zu halten,“ entgegnete Jean Charost lächelnd; „aber ich fürchte, Agnes, die Bewohner von Hütten haben nicht die meiste Geschicklichkeit dazu. Ich habe wenig Vertrauen zu Hütten und Einsiedeleien.“

„Zerstöre meine Träume nicht, lieber Jean,“ sagte Agnes fast traurig.

„O nein,“ antwortete er, „ich will sie nicht zerstören, ich möchte sie nur lesen.“

Agnes schwieg einige Sekunden mit niedergeschlagenen Blicken und sah ihm dann lebhaft in's Gesicht.

„Sie sind sehr einfach,“ sagte sie, „und leicht zu lesen. Der glänzendste Traum meines Lebens, den ich am zärtlichsten gehegt, ist, immer bei Frau von Brech und bei Dir zu bleiben, ohne alle Veränderung — außer,“ fügte sie lebhaft hinzu, „daß Du immer bei uns bleiben — Dich durch Schmeichelei zu bewegen, Schwert und Lanze wegzuwerfen und nie mehr unsere Herzen bei dem Gedanken schlagen zu machen, daß Du in Schlacht und Gefahr seiest.“

Jean Charost's eigenes Herz schlug jetzt, und er schwieg einige Augenblicke.

„Das kann nicht geschehen, Agnes,“ sagte er; „und Du würdest es nicht wünschen, mein liebes Mädchen. Jedermann muß Etwas für sein Vaterland opfern, und ganz besonders in gefahrvollen Zeiten: die Männer ihre Ruhe, ihre Bequemlichkeit, ja oft ihr Glück und ihr Leben — die Frauen die Gesellschaft Derjenigen, die sie lieben, ihrer Brüder, Väter oder Gatten. Nun, liebe Agnes, bin ich Nichts von dem Allen für Dich, und darum ist Dein Opfer nicht so groß, wie das vieler Anderen.“

„Ich weiß, Du bist nicht mein Vater,“ versetzte Agnes. „Unsere liebe Mutter sagte mir das schon längst; und weißt Du wohl, Jean, ich wünschte oft, Du wärest mein Bruder.“

Jean Charost lächelte und schien einen Augenblick unentschlossen, was er antworten sollte. Er blieb indessen fest bei seinem Vorsatze und antwortete endlich:

„Das ist eine Verwandtschaft, die wir durch unsere Wünsche nicht herbeiführen können. Aber wir sind nicht mit einander verwandt, Agnes. Du bist nur mein adoptirtes Kind.“

„Nein, nicht Dein Kind,“ sagte sie. „Dazu bist Du zu jung. Warum nicht Deine adoptirte Schwester?“

„Davon hörte ich nie,“ versetzte de Brecy; „aber Du bist wie ein Kind für mich, Agnes. Ich trug

Dich eine halbe Stunde weit auf meinen Armen, als Du noch ein kleines Kind warest."

„Und eine Waise,“ fügte sie in traurigem Tone hinzu. „Wie viel, wie unendlich viel bin ich Dir schuldig, dem besten und gütigsten Freunde!“

„Vielleicht nicht so viel, wie Du denkst, Agnes,“ versetzte Jean Charost. „Um mein eigenes Leben in einem Augenblicke großer Gefahr zu retten, legte ich das feierliche Versprechen ab, Dich zu beschützen und zu erziehen, als wärest Du mein eigenes Kind. Auf unvorsichtige Weise war ich in die Hände gewissenloser Räuber gerathen, welche glaubten, daß ich als Spion gekommen sei, um sie zu verrathen. Es war keine Möglichkeit zur Flucht oder zum Widerstande vorhanden; aber ein Herr, der bei ihnen war und der, obgleich Keiner von ihnen, anscheinend in Folge alter Verbindungen, großen Einfluß bei ihnen hatte, bewog sie, unter den angeführten Bedingungen meines Lebens zu schonen. Du warest damals ein kleines Kind und lagest unter einem Baume des Waldes; ich selber war freilich kaum mehr als ein Knabe, aber ich legte ein feierliches Versprechen ab, liebe Agnes, und ich habe mich bemüht, es redlich zu erfüllen. Doch verdiene ich auch dafür keinen Dank, liebe Agnes; denn was ich anfangs aus Pflichtgefühl that, geschah später aus Liebe. Wohl gewannest Du meine Liebe und belohntest mich dafür; und wie ich diesen Mor-

gen dem Herrn von Brives sagte, wird Dir bei meinem Tode Alles zufallen, was ich durch meine Anstrengungen erworben habe, obgleich die kleine Besitzung Brech einer anderen und sehr entfernten Branche meiner Familie zufallen muß.“

„Glaubst Du denn, daß ich mich des Besitzes erfreuen könnte, wenn Du todt wärest?“ fragte Agnes in traurigem und vorwurfsvollem Tone. „O nein! nein! Alles, was ich dann bedürfen würde, könnte nur sein, einen Platz in einem Nonnenkloster zu finden, um dort zu beten, daß es nicht lange währen möge, bis wir einander wiedersehen. Du bist mir im Leben Alles gewesen, lieber Jean. Was liegt daran, was geschieht, wenn Du nicht mehr bist?“

Jean Charost legte sanft seine Hand auf die ihre, und sie hätte fühlen können, wie jene starke Hand zitterte; aber ihre Gedanken schienen mit anderen Dingen beschäftigt zu sein. Sie kannte die Gemüthsbewegungen nicht, die sie erregte. Ohne Zweifel kannte sie nicht einmal die, welche die Quelle ihrer eigenen Worte und Gedanken waren.

„Es ist traurig,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „nie des Vaters Gesicht gesehen oder der Mutter Segen gekannt — keinen Bruder, keine Schwester zu haben! Und wenn gleich ein Freund auf vortreffliche Weise die Stelle Aller vertreten hat, so hege ich doch zuweilen das Verlangen, zu wissen, wer meine

Eltern waren und welches meine Familie war. Ich bin gewiß, Du würdest es mir sagen, wenn es zu wissen gut für mich wäre, und darum habe ich nie gefragt — auch frage ich jetzt nicht, obgleich der Gedanke mich zuweilen beunruhigt.“

„Ich bin bereit, Dir diesen Augenblick Alles zu sagen, was ich weiß,“ entgegnete Jean Charost; „aber das ist nicht viel und es ist eine traurige Geschichte. Bist Du vorbereitet, sie zu hören, Agnes?“

„Nein — nicht, wenn sie traurig ist,“ antwortete sie. „Ich habe der Zeit Deiner Rückkehr entgegengesehen, theurer Freund, als ob jeder Tag Deines Aufenthalts ein Tag der Freude wäre und kein Schatten mich während der ganzen Zeit umschweben könnte. Doch bist Du erst einen Tag hier, und dieser Tag ist mehr von Traurigkeit erfüllt gewesen, als viele von denen, die ich seit Jahren erlebt habe. Ich habe Thränen vergossen, was nicht geschehen, seitdem Du uns zuletzt verlassen. Ich möchte heute nicht mehr Trauriges erleben. Zu einer anderen Zeit sollst Du mir Alles erzählen, was mich betrifft.“

„Alles, was ich weiß,“ fügte Jean Charost hinzu; „ich will Dir auch einige Papiere geben, die Dir vielleicht mehr sagen werden. Es sind auch einige Juwelen dabei, die Dir gehören —“

„Sieh’!“ sagte Agnes, ihn unterbrechend, als ob ihr Geist abwesend wäre, „die Sonne ist schon halb hinter dem Rande der Erde. Wäre es nicht besser, wenn wir in das Schloß zurückkehrten? Wie herrlich sie die Ränder der Wolken erleuchtet und das dunkle Grau in Karmoisin und Gold verwandelt. Ich habe oft gedacht, daß die Liebe dasselbe thut; und wenn ich Dich und unsere liebe Mutter bei mir habe, fühle ich, daß es so ist; denn Dinge, die sonst dunkel und traurig sein würden, scheinen hell und schimmernd zu werden. Selbst das, was mich diesen Morgen zum Weinen brachte, hat seine Schwere verloren, und da es geschehen mußte, bin ich froh, daß es vorüber ist.“

„Wirst Du es nie bereuen, liebe Agnes?“ fragte Jean Charost mit einer Stimme, die nicht ohne Bewegung war. „Von diesem Herrn von Brives weiß ich Nichts, als was das Gerücht mir sagt; doch schien er mir wohl geeignet, Gunst zu gewinnen — und vielleicht auch sie zu verdienen.“

„Was liegt mir an ihm?“ fragte Agnes fast ungeduldig; „er ist ja ein Fremder für mich. Sollte ich es je bereuen? — Nein, nimmermehr!“

„Aber Du mußt Jemand heirathen, der Dir fast eben so fremd ist, wie er,“ sagte Jean Charost.

Sie schüttelte traurig den Kopf und antwortete nur:

„Nimmermehr!“

Jean Charost schwieg einen Augenblick; dann stand er auf und kehrte mit ihr in das Schloß zurück; doch wurde Nichts von dem ausgesprochen, was man hätte sagen können.

## Fünftes Kapitel.

---

Es war eine große Veränderung mit Agnes vorgegangen und Frau von Brech bemerkte es sogleich. Ihr Geist war hoch gestimmt, wenn gleich heiter; und wenn sie gedankenvoll war, konnte man gewiß sein, daß sie Etwas bei sich selber überlege, über eine Handlungsweise nachsinne oder einen Gedanken und ein Gefühl vor dem Tribunale ihres eigenen Herzens prüfe. Die ganze Nacht und den ganzen folgenden Morgen war sie sehr gedankenvoll. Ihre Heiterkeit war dahin; und wenn sie gleich zuhören und sich unterreden konnte, versank sie doch bei jeder Pause wieder in ihre Träumerei.

Jean Charost hatte sich auch sehr verändert, wenigstens in seinem Benehmen gegen Agnes, und das Auge der Mutter bemerkte es mit sehr wechselnden Gefühlen. Sein Benehmen war zärtlicher, seine Sprache glühender und es war ein Geist in seinen

Worten, den man sonst noch nicht bemerkt hatte. Auch er war oft gedankenvoll, aber Jean Charost hatte außer Agnes noch andere Veranlassungen zum Nachdenken.

Früh am folgenden Morgen nach den erwähnten Ereignissen schickte er einen Mann auf den Wartthurm mit Befehlen, das Thal des Cher genau zu beobachten, und Frau von Brech bemerkte, daß die Soldaten, die in St. Florent zurückgeblieben, nicht mehr zerstreut waren und sich entweder im Dorfe oder auf dem Hofplatze unterhielten, sondern sich sämmtlich thätig beschäftigten; Einige putzten und striegelten ihre Pferde; Andere polirten Rüstungen oder schärften Schwerter und Lanzen, und noch Andere verfertigten Pfeile und Bolzen. Sie that keine Fragen, als bis das Mittagsmahl beendet war. Dies war kaum geschehen, als das Horn des Wächters auf dem Thurme laut blies, de Brech vom Tische aufsprang und die Treppe hinauf eilte, als fürchte er, daß irgend eine Gefahr nahe sei. Mehrere von den vornehmsten Personen seines kleinen Trupps saßen noch am Tische, aber Keiner von ihnen bewegte sich oder gab ein Zeichen der ängstlichen Besorgniß kund, und in Wahrheit hatten sie sich so sehr an stündliche Gefahr gewöhnt, daß dieselbe sie nicht mehr aufzuregen vermochte.

Der junge Herr war nur wenige Minuten ab-

wesend; aber bei seiner Rückkehr nahm er seinen Sitz nicht wieder ein, sondern sagte zu den Kriegern:

„In den Sattel mit aller Eile. Führt alle Pferde heraus. Bringe mir Jemand meine Rüstung. Werdet nicht blaß, liebe Mutter! Ich weiß nicht, daß Ursache zur Unruhe vorhanden ist; aber ich hörte gestern, daß Truppen in drohendem Aufzuge nach Bourges marschirten, und ich denke, es dürfte eben so gut sein, wenn wir St. Florent auf eine Weile verließen und nach Brecy zurückkehrten.“

„Sind es die Engländer?“ fragte Frau von Brecy, offenbar sehr erschrocken.

„O nein,“ entgegnete ihr Sohn, „es sind auch nicht einmal die Rebellen auf der Seite der Engländer; sondern leider muß ich sagen, daß dies Royalisten sind, welche der Sache des Königs mehr Gefahr bringen, als seine offenen Feinde. Ich will Euch die einzelnen Umstände sogleich mittheilen, denn vielleicht waltet hier noch ein Irrthum ob. Die Lanzen, die wir sahen, sind weit entfernt und von geringer Anzahl. Unser guter Freund auf dem Thurme that ganz Recht, Lärm zu machen; aber weder er noch ich konnte sagen, was für Truppen und von welcher Stärke sie waren. Ich will sogleich wieder hinaufgehen, um mehr zu sehen. Inzwischen aber, liebe Mutter, wird es eben so gut sein, wenn Ihr Euch zur unmittelbaren Abreise vorbereitet. Ich kann diese Herren nicht

als Freunde in St. Florent empfangen, und sie dürften geneigt sein, Die, welche es nicht thun, als Feinde zu behandeln. Mache Dich eiligst bereit, liebe Agnes. Sage Martin Grille, daß er die Sänfte meiner Mutter in Bereitschaft hält. Ich werde sogleich zurückkehren.“

So redend, ging er wieder auf den Wartthurm und blickte etwa eine Viertelstunde das Thal des Cher hinunter. Jenes schöne Thal war in jenen Tagen sehr bewaldet und Jean Charost konnte sich keine Gewißheit verschaffen. Lanzenspitzen erblickte er freilich; aber unter dem Laubwerke verloren sie sich fast ebenso bald, wie er sie gesehen, und die Anzahl konnte er nicht entdecken.

Endlich wendete er sich zu dem Wächter, der schweigend neben ihm stand, und deutete auf einen bestimmten Punkt in der Landschaft.

„Du siehst jenen großen Baum,“ sagte er; „eine immergrüne Eiche scheint es zu sein. Dort theilt sich der Weg — der eine wendet sich rechts nach Osten, der andere nach Norden. Beobachte die Männer wohl, wenn sie an jener Stelle vorüberkommen. Dort müssen sie sich Alle zeigen. Wenn ihrer mehr als fünfzig sind und sie diesen Weg nach Norden daher kommen, so stoße zweimal in's Horn und komme dann herunter. Wenn sie den andern Weg einschlagen, so bleibe ruhig, wo Du bist, bis ich komme.“

Die Vorbereitungen der Frau von Brecey waren in Folge der Furcht sehr rasch gewesen und sie und Agnes standen, zur Abreise bereit, in der Halle. Ein Page war auch da, der auf einer mit Waffenstücken halb bedeckten Bank saß; und sobald sein Herr erschien, sprang er auf ihn zu und fragte, wie Frau von Brecey gethan:

„Sind es die Engländer?“

„Nein, Knabe, nein,“ versetzte de Brecey. Dann wendete er sich zu seiner Mutter und fügte hinzu: „Es ist keine große Eile nöthig. Wir werden sogleich mehr hören. Die Sache ist diese,“ fuhr er in ruhigem, erzählendem Tone fort, „der Graf von Richmond hat den Hof ein wenig zu hart mitgenommen. Er drang dem Könige la Trimouille als Minister auf, wie ich Euch schon neulich Abends erzählte, und jetzt möchte er la Trimouille und durch ihn seinen Monarchen beherrschen. Er fand aber, daß er sich geirrt; denn la Trimouille ist eine ganz andere Person als Giac oder Beaulieu. Als er Widerstand bemerkte, beschloß er, Gewalt anzuwenden, verband sich mit den Grafen de la Marche und Clermont, und rückte auf Châtellerault an. Als ich Poitiers verließ, hatte der König einen entschiedenen Schritt gewählt und befohlen, die Thore von Châtellerault vor dem Grafen zu schließen. Man vermuthete freilich, daß die Sache bald beigelegt werden würde, denn Richmond ist dem Könige

nothwendig und nur eine Null, wenn er nicht seinem königlichen Herrn dient. Seitdem ich hier bin, habe ich aber gehört, daß er, anstatt sich pflichtmäßig zu unterwerfen, größere Streitkräfte zusammengebracht und auf Bourges zu marschirt. Wenn die Truppen, die ich gesehen habe, die seinigen sind, so werden wir bald mehr hören, und dann dürfte es besser sein, uns vor denselben zurückzuziehen, obgleich auch keine große Gefahr vorhanden sein könnte, wenn wir dablieben. Wie willst Du reisen, liebe Agnes? In der Sänfte mit meiner Mutter?"

„O nein, ich will reiten,“ versetzte das schöne Mädchen. „Ich habe so gut reiten gelernt, wie nur irgend ein Mann von Deinem Truppe.“

„Nun, so sollst Du mein zweiter Page sein,“ sagte Jean Charost lächelnd. „Komm' und schnalle mir den Riemen an meiner Schulter fest — der Knabe kann kaum hinaufreichen.“

Agnes eilte herbei und schnallte den Riemen fest. Jean Charost küßte freudig ihre Wange und sagte:

„Ich danke Dir für den Dienst, liebe Agnes.“

Sein Ton und Wesen war so leicht und unbefangen, daß selbst Frau von Brech kaum denken konnte, daß irgend eine Ursache zur Furcht vorhanden sei; aber einige Augenblicke später hörte man das Horn auf dem Thurme zweimal ertönen und dann den Soldaten mit schwerem Schritte die Treppe herunterkommen.

„Nun, liebe Mutter,“ sagte Jean Charost, die Hand der älteren Dame fassend, „müßt Ihr mir erlauben, Euch zu Eurer Sänfte zu führen; denn unsere Freunde kommen hieher. Lauf, Knabe, und sage Martin Grille und den Uebrigen, daß sie aufsitzen und sich auf den Weg nach Brecy machen. Komm, Agnes, komm!“

Alle waren bald auf dem Hofplatze. Es mag ein ungalanter Vergleich scheinen, aber alle leichten Dinge werden schneller bewegt, als schwere, und die Frauen werden, gleich dem Staube, durch geräuschvolle Thätigkeit leicht gestört. Die Hast, womit ihr Sohn sprach, verbannte Frau von Brecy's Vertrauen, regte sie auf und beunruhigte sie. Selbst Agnes fühlte, wie sich eine plötzliche Furcht ihres Herzens bemächtigte. Aber in jenen gefährlichen Zeiten wurden die Menschen in der raschen Handlung geübt. Frau von Brecy und zwei von den Mädchen waren bald in der Sänfte, und Agnes saß auf ihrem Pferde an Jean Charost's Seite. Sie hatte ihn in Zeiten des Leidens und der Gefangenschaft gesehen. Sie hatte ihn in die Schlacht und der Gefahr entgegen gehen sehen. Sie hatte ihn in den ritterlichen Uebungen gesehen, die in jenen Zeiten fast in jedem Schlosse des Landes angestellt wurden; aber sie hatte sich nie in der Stunde der Gefahr und des Kommando's an seiner Seite befunden. Bei mancher früheren Gelegenheit war leb-

haftes Interesse, Mitleid, vielleicht Bewunderung in ihren Busen angeregt worden; aber jetzt erhoben sich andere Empfindungen, als sie die klaren und deutlichen Befehle von seinen Lippen hörte, und die Bestimmtheit und den raschen Gehorsam bemerkte, womit ihm Alle Folge leisteten. Gewiß ist das Weib zum Nachgeben und zum Gehorsam geschaffen; und ohne Zweifel hat die Kundgebung der Macht etwas höchst Bewundernswürdiges in ihren Augen. Aber sie sollte noch mehr erleben, ehe der Tag zu Ende ging.

Als sie auf den Weg kamen, der zu dem Dorfe St. Florent hinunterführte, war Nichts zu sehen, was die geringste Unruhe erregen konnte, und als sie sich nach Solier wendeten, schien Alles frei und offen.

Jean Charost war offenbar noch immer wachsam und ängstlich, schickte mehrere Männer voraus und andere zurück, während er in dem kleinen Weiler la Balée, welcher in dem Thale zwischen dem Cher und dem Avon liegt, einen von den Soldaten, denen er am meisten vertrauen konnte, auf den Kirchthurm schickte, damit er das Land umher überschauen möge. Der Mann kam eiligst zurück, holte den Trupp wieder ein und brachte die Nachricht, er habe eine beträchtliche Reiterabtheilung ihnen langsam in der Entfernung von einer halben Stunde folgen sehen.

„Dann haben wir reichlich Zeit,“ sagte Jean Charost in unbefangenen Tone. Dennoch trieb er

die Pferde an, und als sie den Hügel hinauf kamen, konnten sie die Thürme von Bourges sehen.

Hier ging ein Weg nach Mont Luçon ab, und den mußte Jean Charost einschlagen, wenn er nicht durch die Stadt Bourges wollte. Als er sich aber dem Trennungspunkte näherte, vernahm er eine Trompete zur Rechten, und als er eine kleine Erhöhung hinaufgaloppirte, erblickte er eine große Abtheilung Bogenschützen, nebst dreißig oder vierzig Reissigen, die von Luçon herkamen. Sie waren nahe genug, so daß man die Banner sehen konnte, und er bedurfte weiter Nichts, um einen Entschluß zu fassen.

Sein Pferd herumlenkend, eilte er wieder den Hügel hinunter und sagte, indem er mit seinem Lieutenant redete:

„La Marche's Leute sind uns im Wege. Es bleibt uns Nichts weiter übrig, als durch Bourges zu ziehen.“

„Da ist Hubert zurückgekehrt, den wir vorausgeschickt, mein Herr,“ entgegnete der Lieutenant sogleich, „und sagt uns, man habe eine Abtheilung auf der Brücke über den Avon aufgestellt. Sie haben ihm zugerufen zurückzubleiben, und so werden sie uns nicht in Bourges einlassen.“

„Das ist der beste Grund weiter zu gehen,“ antwortete Jean Charost in heiterem Tone. „Wir sind in eine hübsche Falle gerathen; aber wir haben

uns schon oft durchgeschlagen, wenn wir in einer noch schlimmeren Lage waren. Wie viele sind ihrer, Hubert?"

„Etwa so viel wie wir, Herr,“ versetzte der Mann. „Die Anderen sind viel weiter entfernt; aber wir sind gerade zwischen ihnen.“

„O, Jean! wirst Du genöthigt sein, Dich zu ergeben?“ fragte Agnes mit blassem Gesichte.

„Ergeben!“ rief Jean Charost, auf sein Fähnchen deutend, welches Einer von seinen Leuten trug. „Liebe Agnes, soll de Brech's Fähnchen vor einer Handvoll von Rebellen fallen, wenn Du an meiner Seite bist? Gebt mir meine Lanze! Nun hört, Du bois. Die Brücke ist schmal; nicht mehr als Zwei können neben einander reiten. Ihr führt den rechten, Courboix den linken Zug an. Valentin muß mit den letzten acht Mann die Sänfte und diese Damen geleiten. Der Zweck ist, einen freien Uebergang für meine Mutter und ihre Begleiterinnen zu sichern. Wir müssen die Rebellen von der Brücke zurückschlagen und sie dann jenseits auf der Ebene zerstreuen. Kehre an die Seite der Sänfte zurück, liebe Agnes. Es wäre besser, wenn Du abstiegst und zu meiner Mutter in die Sänfte gingest. Kehre zurück, liebes Mädchen; wir dürfen keine Zeit verlieren. Nun, Ihr Herren, wendet Eure Sporen an. Sie haben uns zurückgewiesen — ich aber sage vorwärts!“

Agnes war unruhig, aber weniger um ihrer selbst willen, als um feinetwillen; und ungeachtet seines ausgesprochenen Wunsches blieb sie auf dem Pferde sitzen, blickte voraus und sah de Brech's blau und weißen Helmbusch in der Luft tanzen, als sein Pferd vorwärts eilte.

Weiter stürmte der kleine Trupp; es wurden Worte gewechselt zwischen den Vorangehenden und Nachfolgenden; rascher und rascher eilten sie weiter, bis ihnen eine kurze Wendung des Weges die Brücke über den Avon zeigte, die zum Theile mit Reitern besetzt war, wovon mehrere abgestiegen waren und nachlässig zu den Mauern von Bourges hinaufblickten.

Jean Charost ließ ihnen keine Zeit, zu fragen oder sich vorzubereiten; denn er kannte sie sehr wohl und wußte, warum sie an der Stelle waren. Agnes sah, wie er sich im Sattel umwendete, und hörte ihn ein Wort rufen, welches sie nicht deutlich verstand. Im nächsten Augenblicke galoppirte er mit wüthender Eile auf die Brücke los, legte seine Lanze ein und neigte sich über den Sattelknopf; sogleich folgte ihm der größte Theil seines Trupps und entzog ihn ihren Blicken.

Es fand ein augenblicklicher Aufenthalt in der rasenden Eile auf der Brücke statt und sie konnte deutlich sehen, daß Jemand über die Barrière in's Wasser stürzte. Alles Uebrige war in wilder Verwir-

rung: eine Masse kämpfender Männer, sich bäumender  
 Pferde, gekreuzter Lanzen und geschwungener Schwer-  
 ter oder Streitärte. O! wie schlug ihr junges Herz!  
 Aber als sie noch hinblickte, kaum im Stande zu  
 begreifen, was sie vor sich sah, faßte plötzlich einer  
 von den Soldaten den Zügel ihres Pferdes und sagte:  
 „Kommt, kommt, liebes Fräulein. Unser Herr  
 hat den Weg geräumt. Die Brücke wird in der  
 nächsten Minute frei sein. De Brech weicht selten  
 der Uebermacht.“

Agnes hätte ihn küssen mögen; aber weiter ging  
 es und sie sah bald, daß er Recht hatte. Auf den  
 freien Platz jenseits der Brücke zurückgedrängt, setzten  
 die Leute des Grafen de la Marche den Kampf noch  
 fort; doch waren sie offenbar im Nachtheile, denn einige  
 wurden zur Rechten, andere zur Linken zurückgeschla-  
 gen, und noch andere geriethen in den Sumpf und  
 schienen nicht im Stande, ihre Pferde wieder frei zu  
 machen. Agnes sah zu ihrer großen Freude den  
 blau und weißen Federbusch zur Rechten wehen und  
 einen freien Raum vor ihm bis zu den Mauern der  
 Stadt. Vorwärts drängte der Mann, der den Zügel  
 ihres Pferdes gefaßt hielt; die Sänfte kam nach, so  
 schnell die Pferde gehen konnten; drei oder vier  
 Diener folgten in großer Unordnung, aber an jeder  
 Seite ritten zwei oder drei rüstige Reifige.

Dies war aber noch nicht Alles, was Agnes

sah, als sie zurückblickte, um sich zu überzeugen, ob Frau von Brech in Sicherheit sei. Auf der andern Seite der Brücke und jenseits des Sumpfes auf der östlichen Seite bemerkte sie eine große Schaar von Reifigen, die rasch herbeikam, und als sie sich den Mauern der Stadt näherten, vernahm man einen lauten Zuruf aus dem Innern derselben.

„Beim Himmel! ich glaube, sie haben die Stadt eingenommen,“ rief der Soldat, der sie führte, und fast in demselben Augenblicke rief ein Mann von den Zinnen ihrem Führer Etwas zu, worauf dieser antwortete:

„Der Seigneur de Brech. Geraden Weges von Poitiers. Es lebe König Karl!“

„Reitet schnell zum Thore des Schlosses,“ rief der Mann von oben. „Der Graf von Richmond ist in der Stadt. Sie fechten in den Straßen; aber wir sind nicht genug, um die Stadt zu halten. In's Schloß — in's Schloß!“

Und er selber lief auf den Zinnen weiter nach Westen zu.

Agnesens Führer wendete sich nach derselben Richtung; aber de Brech kam seinen Leuten ein wenig voraus, die jetzt in guter Ordnung bei einander waren und sich dem Thore näherten, welches Agnes und ihr Begleiter verlassen hatten.

Jean Charost hörte die Nachricht mit Besorgniß

und Schrecken; aber es war keine Zeit zur Berathung übrig, und mit einem beruhigenden Worte zu Agnes lenkte er sein Pferd herum und galoppirte zu einem anderen Thore in der Nähe, bei welchem sich der große runde Thurm und der kleinere viereckige Thurm der alten Citadelle erhob. Starke Festungswerke nach dem System der damaligen Zeit verbanden das Schloß mit dem Thore, und der Raum zwischen der Mauer und dem Sumpfe war sehr schmal, so daß der Ort von jener Seite fast für uneinnehmbar gehalten wurde. Als Agnes weiterritt, waren mehrere Personen auf den Thürmen zu sehen, und als sie die Zugbrücke des Schloßes erreichte, fand sie de Brechy, der mit einer kleinen Gruppe bewaffneter Männer auf einer Gallerie über dem Thore verhandelte, die aber wenig geneigt schienen, ihn einzulassen.

„Sagt Herrn von Royans,“ rief er, „daß es sein alter Freund de Brechy ist; und um des Himmels willen, beeilt Euch. Sie sammeln sich in unserem Rücken und die andern Schwadronen kommen nach. Ihr könnt nicht denken, daß ich meine eigenen Freunde angreifen und schlagen würde. Ihr habt ja selber gesehen, daß wir auf der Wiese mit einander kämpften. Führt die Leute dort hinter der Sänfte herum, Dubois,“ fuhr er fort, indem er seinem Lieutenant zurief: „Laßt sie ihre Lanzen einlegen und jene Kerle in den Sumpf treiben, wenn sie nahe genug kommen.“

Während er aber sprach, wurde die Zugbrücke heruntergelassen und das Fallgatter aufgezogen.

„Vorwärts, Agnes, vorwärts!“ rief de Brech zurückreitend, um die Sänfte zu schützen; und während er und einige von seinen Begleitern den Feind zurückhielten, zogen die übrigen über die Brücke, bis sie alle in den engen Raum zwischen dem Fallgatter und dem Thore eingesperrt waren. Endlich wurde dieses geöffnet, und weiterreitend befand sich Agnes auf einem Hofe, von hohen Mauern umgeben, zwischen dem inneren und dem äußeren Thore. Da waren steinerne Treppen, die in verschiedenen Richtungen zu den Mauern hinaufführten, und auf einer derselben kam ein Herr in stählerner Rüstung langsam herunter, als der Trupp eintrat.

„Wo ist de Brech?“ rief er, auf die Gruppe hinunterblickend. „Ich sehe ihn nicht. Ihr habt ihn doch nicht ausgeschossen?“

„Nein, nein, hier bin ich,“ rief de Brech unter dem Thorwege hervorreitend, während das Fallgatter niederfiel und die Zugbrücke hinter ihm aufgezogen wurde.

„Ei, de Brech!“ rief der Mann von oben herunter. „Ihr bringt uns eine Schaar Weiber. Männer bedürfen wir. Wir haben nur Lebensmittel auf eine Woche, und wir werden hart bedrängt werden, so viel kann ich Euch sagen.“

„Hier sind siebenundvierzig Pferde,“ antwortete de Brech, „davon kann sich das ganze Schloß im Nothfalle einen Monat nähren. Aber giebt es kein Mittel, durch die Stadt zu kommen?“

„Unmöglich,“ rief der Andere. „Sie fechten gerade jetzt in der Schloßstraße, um das Getraide sicher von dem Kornmarkte hereinzubringen.“

Agnes wurde sich jetzt erst ihrer Lage völlig bewußt und erfuhr, daß sie bestimmt sei, auf eine Weile die Bewohnerin jener kleinen belagerten und schlecht zum Widerstande gerüsteten Citadelle zu sein.

## Sechstes Kapitel.

Die Macht des Geistes, sich in alle Umstände zu fügen, zeigt sich auffallend in dem Genusse und der Sorglosigkeit, womit die Soldaten sich in den geschäftigen Zeiten des Krieges aller kurzen Zwischenräume der Ruhe erfreuen. Der ganze Morgen war mit Scharmüßeln auf den Straßen von Bourges, mit der Verstärkung aller Vertheidigungswerke des Schlosses und mit der Herbeischaffung von Lebensmitteln, die man in den benachbarten Häusern fand, so lange die Kleinheit der Nacht in der Stadt erlaubte, daß Abtheilungen aus der Citadelle gehen konnten, hingebacht worden. Aber im Verlaufe des Tages zogen die Truppen des Grafen de la Marche und des Grafen von Clermont in Bourges ein und schlossen sich dem Grafen von Richmond an. Eine starke Abtheilung wurde auf der andern Seite des Flusses, dem Schloßthore gegenüber, aufgestellt; eine andere

nahm die Brücke ein, und die Blockade der Citadelle war vollständig.

Von dem weiten Marsche und dem Gefechte des Morgens ermüdet, setzten die Truppen der aufrührerischen Grafen die Belagerung während des übrigen Theiles des Tages nicht thätig fort. Die Bertheidiger der Citadelle hatten auch wenig Gelegenheit, den Feind zu belästigen, oder sich selber zu dienen; und von drei Uhr bis Anbruch der Nacht geschah Nichts weiter, als daß von Zeit zu Zeit eine Kanone auf eine feindliche Gruppe in der Schloßstraße oder an der entgegengesetzten Seite des Flusses abgefeuert wurde. Freilich war die Citadelle auf allen Seiten von einer starken Macht eingeschlossen — freilich ließ sich mit Wahrscheinlichkeit erwarten, daß die Belagerung am folgenden Tage mit Kraft und Entschlossenheit beginnen werde; dennoch war zur Zeit ein schweigender Waffenstillstand eingetreten, und wer die kleine Gesellschaft höherer Offiziere im Schlosse von Bourges hätte sitzen sehen, würde sie vielleicht für eine Versammlung gedankenloser Männer gehalten haben, die zusammengekommen, um sich zu belustigen. Sie lachten, sie plauderten und einige von ihnen tranken viel; aber Keiner von ihnen schien an ihre gefährliche Lage zu denken, und alle vertrauten mit Zuversicht den Vorsichtsmaßregeln, die sie zu ihrer Bertheidigung angewendet, so wie der Sorgfalt und der Zu-

verlässigkeit Derjenigen, welchen sie die Wachen übertragen.

Jean Charost, obgleich vielleicht der Ernsteste von der Gesellschaft, schien zur Zeit ebenso gleichgiltig hinsichtlich des Schicksals der Citadelle, wie die Uebrigen. Neben Juvenel de Royans sitzend, unterhielt er sich über jeden Gegenstand auf Erden, nur nicht über die Lage von Bourges, verweilte bei früheren Zeiten und Ereignissen, so wie bei den Tagen, die sie mit einander in dem Haushalte des Herzogs von Orleans zugebracht, bei ihrem späteren Zusammentreffen und dem unheilvollen Ereignisse zu Monterreau.

„Wie seltsam das Leben ist, de Brech!“ rief sein Gefährte. „Wir Beide trafen zuerst als Feinde zusammen und waren bereit, einander die Kehlen abzuschneiden, dann als junge Freunde und Waffenbrüder, bereit, unser Leben für einander zu opfern, und dann sind wir hier belagert in diesem alten Schlosse von Bourges, und Richmond, der nie einen Feind verschont, und de la Marche, der selten einen Freund verschont, bereit, uns aus unserer Höhle herauszugraben, wie sie einen Dachs an der Seite des Hügels ausgraben würden. Ich vergaß unsere kurze Zusammenkunft in Monterreau zu erwähnen, denn, meiner Treu! ich war zu jener Zeit zu krank, um in meinem Quartier die Honneurs zu machen.“

„Euer Gesundheitszustand scheint sich sehr ver-

bessert zu haben, de Royans," sagte Jean Charost. „Ihr seht um vier oder fünf Jahre jünger aus, als damals.“

„Ich bin am Ende nur ein alter Invalide,“ entgegnete de Royans, eine von seinen Locken zwischen den Fingern emporhebend, die ihm im Nacken hing. „Ihr seht, ich bin so grau, wie eine wilde Gans. Indessen befinde ich mich viel besser. Ein Jahr des Müßigganges an den Ufern der Garonne, ein wenig Musik und viel Arznei heilte meine Wunden, machte meine steifen Gelenke geschmeidig und setzte mich in den Stand, mich fast so wie sonst auf meinem Pferde zu halten. Ich bin auch in der Welt weiter gekommen, de Brecy, habe hie und da einen hübschen Gang gethan, meine alten Schulden bezahlt, und habe zwei Kompagnien Arkebusire unter meinem Kommando, anstatt einer. Ich wünschte nur, ich hätte sie alle hier. Wären sie in der Stadt gewesen, so würde Richmond nimmermehr durch das nordwestliche Thor hereingekommen sein.“

„Es wundert mich sehr, daß er überhaupt hereingekommen,“ versetzte Jean Charost. „Vor zwei Tagen schickte ich Herrn von Blondel die Nachricht, daß Bourges in Gefahr sei. Ich hielt es freilich für gut, ihm die Quelle zu nennen, aus welcher ich die Nachricht hatte; aber dennoch hätte er auf seiner Hut sein sollen.“

„Ah! ich hörte die ganze Geschichte,“ sagte de Royans lachend, „und wir hatten Alle mehr oder weniger Schuld. Als Blondel Euren Brief bekam, hielt er ihn in der Hand, nachdem er ihn gelesen, und rief in spöttischem Tone: „„Was ist ein Eremit? Und was versteht ein Eremit vom Kriege?““ Dann sagte Gaucourt: „„Eben so viel, wie das Schwein von der Sackpfeife; und warum sollte er Nichts davon verstehen?““ Und dann lachten sie Alle, und die Sache war beseitigt. Wer ist aber dieser Eremit, der eine so gute Nachricht erhalten hat? Bei meinem Leben, de Brech, es wäre gut, ihn im Solde zu haben.“

„Das würde schwerlich gelingen,“ versetzte de Brech. „Er war einst ein berühmter Krieger, mein Freund, doch ist ihm manches Mißgeschick im Leben begegnet. Ich ging aus einer anderen Veranlassung zu ihm; aber die Nachricht, die er mir mittheilte, war von ChateLLerault nach St. Florent gelangt, und schien mir so wichtig, daß ich ihn verließ, ohne meinen Zweck zu erwähnen. Er wird in der ganzen Umgegend als ein Heiliger betrachtet, und die Landleute sagen ihm Alles, was sie hören.“

„Aber was, im Namen des Glücks! führt Euch zu einem Heiligen?“ fragte Juvenel de Royans lachend. „Wolltet Ihr Absolution haben, weil Ihr mit jenem lebenswürdigen Wesen, welches Ihr hiehergebracht, durch's Land wandert?“

Jean Charost sah ernsthaft aus, antwortete aber ruhig:

„Das war hoffentlich keine Sünde, de Royans; denn ich darf sie meine Adoptivtochter nennen. Sie hatte freilich etwas damit zu thun, daß ich zu ihm ging, denn er scheint mit ihrem Schicksal und ihrer Geschichte bekannt zu sein, und ich wünsche mehr zu erfahren, als er mir bis jetzt gesagt. Es wird Zeit, daß sie selber Alles erfahre. Freilich wird sie mein ganzes Vermögen erben, wenn ich sterbe; aber dennoch wünschte ich, das Geheimniß ihrer Geburt möchte aufgeklärt werden.“

„Ei, dies ist doch nicht das Kind, welches Ihr bei Beauté an der Marne aus dem Walde gebracht?“ rief de Royans. „Das Kind, über welches wir so viel geschertz?“

„Dasselbe,“ versetzte Jean Charost. „Ich habe sie immer als mein Kind betrachtet.“

„Wir dachten damals, sie wäre wirklich Euer Kind,“ bemerkte de Royans. „Der Himmel helfe uns! Ich habe seitdem von vielen Dingen anders denken gelernt und würde Euch freudig zu Eurem Kinde Glück gewünscht haben, wenn Ihr sie anerkannt hättet. Aber so behaupteten wir Alle, sie wäre Euer Kind, und wir nannten Euch nur den heiligen Sünder. Zwei- oder dreimal ging ich zur Frau Moulinet hinunter, um zu sehen, ob ich nicht die Wahrheit von ihr

herausbringen könne; aber obgleich sie viel zu wissen schien, wollte sie doch wenig sprechen."

"Wißt Ihr nicht, ob sie noch lebt, und wo sie ist?" fragte Jean Charost.

"Vor einem Jahre lebte sie noch und wohnte keine zehn Meilen von Bourges," antwortete de Royans, "in dem Dorfe Solier, dicht am Cher. Ich hatte einen von ihren Söhnen in meinem Truppe. Sie und ihr Mann sind jetzt sehr wohlhabend, denn sie haben die Erbschaft ihres Vaters erhalten. Sie waren die Pächter jenes alten Herrn von Solier, dessen Tochter unser theurer Herr, der Herzog von Orleans, mit Gewalt von ihrem Gatten entführte."

Jean Charost stuzte und rief:

"Gütiger Himmel!"

"Ja, es war schlimm genug," sagte de Royans. "Unser edler Herzog hatte seine kleinen und großen Fehler, und einige derselben verbitterten, wie ich weiß, seine letzten Stunden. Diese Sache machte, wie ich glaube, den größten Eindruck auf ihn, denn sie nahm ein schreckliches Ende, wie Ihr Euch ohne Zweifel erinnert."

"Nein — nein," antwortete Jean Charost; "ich hörte nie vorher davon. Wie endete es?"

"Nun, die Dame starb," sagte de Royans ernst. "Niemand von dem Haushalte wußte, wie es geschah — wenn nicht vielleicht Comelini. Einige sagen, sie

sei vergiftet — Andere, sie sei im Schlafe ermordet worden.“

„Doch nicht von dem Herzoge?“ rief Jean Charost mit einem Blicke des Entsetzens.

„Berhüte Gott!“ rief Juvenel de Royans lebhaft. „Er liebte sie nur zu sehr. Nein, es waren seltsame Geschichten im Umlauf; aber so viel ist gewiß, daß sie starb, und daß ihr Tod den Herzog beinahe des Verstandes beraubte. Jetzt erinnere ich mich, daß Ihr gerade um die Zeit ankamet. Die Dame war seit einigen Monaten krank; als aber ein Kind im Hause schrie — was man vom Garten aus hören konnte — da hielten wir ihre Krankheit für natürlich genug. Ihr Tod aber überraschte uns Alle. Der heuchlerische Lomelini wollte uns zu dem Glauben bringen, die Keue habe sie getödtet; aber gerade zu der Zeit geschahen viele seltsame Ereignisse. Einer von den Richtern des Chatelet wurde in den Palast gebracht — es fanden geheime Untersuchungen statt, und ich weiß nicht, was Alles. Eure Ankunft zu der Zeit brachte uns zu dem Glauben, daß Ihr Etwas mit der Sache zu thun hättet. Einige sagten, Ihr wäret der jüngere Bruder der Dame. Aber was macht, daß Ihr so traurig aussehet, de Brech?“

„Der Gegenstand ist ein trauriger,“ antwortete Jean Charost; „und überdies geht mir ein neues Licht auf, de Royans. Glaubt Ihr, daß Lomelini, wenn

er noch lebt, mir Auskunft über diese Ereignisse geben könnte?"

„Er könnte es, wenn er wollte,“ entgegnete sein Gefährte. „Er lebt noch als Abt von Briare und ist so glatt, wie immer; aber ich denke, ich kann Euch Alles sagen, was noch zu sagen übrig ist. Der arme alte Herr von Solier starb vor Kummer. Ich werde nie vergessen, wie er in das Palais d'Orleans kam, um den Herzog zu überreden, seine Tochter herauszugeben, noch die Verzweiflung seines Gesichts, als der Herzog ihn nicht sehen wollte. Der Gemahl tödtete sich, glaube ich, und das war Schade; denn man sagt, dieser Vicomte de St. Florent war ein so guter Soldat, wie nur einer in seinen Tagen, und focht manche Schlacht unter Karl V. Indessen hörte man Nichts weiter von ihm, seitdem der Herzog seine Frau während seiner Abwesenheit entführte. Das ist Alles, was zu erzählen ist. Drei Personen kamen elend um und des Herzogs Herz wurde von Neue zerrissen, und das ist mehr, als man von den meisten Fürsten sagen kann. Die Geschichte ist kurz, aber traurig.“

„Und das Kind?“ sagte de Brech.

Juvenel de Royans blickte plötzlich mit fragendem Blicke auf.

„Ich weiß nicht,“ sagte er. „Aber glaubt Ihr wirklich?“

„Ich weiß Nichts,“ versetzte Jean Charost. „Der Agnes Sorel. IV.“

Herzog sagte mir Nichts von dem Allen. Ich dachte, er würde mir etwas Wichtiges mitzutheilen haben, und es wurde auch davon gesprochen, mir einige Papiere zu geben — aber er wurde ermordet, und —“

„Erhieltet Ihr nicht das Packet, welches Lome-  
lini für Euch hatte?“ fragte de Royans.

Ehe Jean Charost antworten konnte, kam ein Soldat in die Halle und sagte:

„Ist ein Herr von Brech hier?“

„Hier ist er, junger Mann. Was willst Du?“  
fragte de Brech.

„Ich habe einen Brief, der an Euch überschrie-  
ben ist, mein Herr,“ antwortete der Soldat, sich ihm  
nähernd.

Die Augen Aller richteten sich auf den Ueber-  
bringer des Briefes, sowie auf den, an welchen er ge-  
richtet war, und de Blondel, der das Kommando  
führte, rief:

„Ein Brief, beim Himmel! Wenn wir Briefe  
aneinander schreiben, müssen die Thore des alten  
Schlosses offener sein, als wir dachten.“

„Ich fand ihn innerhalb der ersten Barrikade  
um einen Pfeil gewickelt,“ versetzte der Soldat.

„Nun, nun, was enthält er?“ fragte der An-  
dere ungeduldig. „Nachrichten oder keine, gute oder  
schlechte, Seigneur de Brech?“

„Nachrichten, und zwar gute,“ versetzte Jean

Charost, der jetzt den Brief empfangen und geöffnet hatte. „Hört, was er sagt.“

Und er las von den ziemlich unregelmäßigen und verzwickten Zeilen folgende Worte:

„Ehrenfester und Getreuer!

Hierdurch setze ich Euch in Kenntniß, daß König Karl bereits zu Eurer Befreiung auf dem Marsche ist. Haltet Euch gut, und in zwei Tagen wird das königliche Banner vor Bourges wehen. Eure Kameraden mögen diese Nachricht nicht gering achten, wie sie es mit der letzten gethan; denn der schmachvolle Verlust von Bourges kann nur durch die tapfere Vertheidigung des Schlosses wieder gut gemacht werden.“

„Der sagt uns eine bittere Wahrheit,“ sagte Blondel. „So schwöre ich denn bei dieser Flasche Wein, und wenn ich mein Gelübde nicht halte, möge ich nie einen Tropfen mehr trinken, daß ich mich eher unter den Ruinen des Schlosses begraben, als es übergeben will. Was sagt Ihr, meine Herren? Wollt Ihr Alle die Hand an die Weinflasche legen und dasselbe Gelübde thun?“

Alle legten das feierliche Gelübde ab; denn die ritterliche Gewohnheit, auf so unbesonnene Weise sein Wort zu geben, war noch nicht abgekommen, obgleich Chandos, der sich besonders hierin ausgezeichnet hatte,

bereits vor einem halben Jahrhunderte zu Grabe gegangen war.

Wir müssen indeß bekennen, daß Jean Charost das Versprechen sehr wider Willen ablegte; denn es waren Personen im Schlosse, deren Leben ihm theurer war, als sein eigenes.

## Siebentes Kapitel.

Dies ist kein Buch von Schlachten und Belagerungen — von jenen Feuerwerken der Geschichte, die mit einem kurzen glänzenden Lichte explodiren und Nichts als Staub, Asche und Dunkelheit zurücklassen. Der Mann, der einen Bericht von den drei großen Schlachten der Welt erstattete, und erklärte, daß er die meine, welche dauernd auf das Geschick des Menschengeschlechts eingewirkt, nannte wahrscheinlich drei zu viel. Es giebt Nichts so Unbedeutendes, wie eine Schlacht. Die Erfindung der Dampfmachine war tausend Mal mehr werth, als die größten Siege, die man je errungen.

Dies ist kein Buch von Schlachten und Belagerungen; und darum will ich die Ereignisse der beiden folgenden Tage leicht übergehen. Es mag hinreichen, zu sagen, daß die Grafen von Richmond, Clermont und la Marche, mit allen Mitteln und Streit-

kräften, die ihnen zu Gebote standen, auf das Schloß von Bourges anrückten. Sie griffen es von der Landseite — von der Stadt aus an, sie stürmten, das Schwert in der Hand, auf die Thore und Barrièren an, sie versuchten sogar, die Mauern zu erklimmen, aber auf jedem Punkte begegnete ihnen ein fester und entschlossener Widerstand, und wenn gleich keineswegs wohl auf die Vertheidigung vorbereitet, hielt sich das Schloß, die Belagerer verloren viele Leute, gewannen aber Nichts.

In der Mitte dieser Scenen war Jean Charost nicht unthätig. Bald auf den Mauern, bald auf den Barrikaden beschäftigt, saß er dann wieder in dem hohen Zimmer des runden Thurmes bei Agnes und seiner Mutter und ihren Mädchen, die mit zitternden Händen ihre Handarbeiten machten; bald versuchte er, die Soldaten zu ermuthigen, bald den Frauen Ruhe und Vertrauen zu gewähren. Es lag Etwas in seinem Anblicke, in der vollkommenen Heiterkeit seines Ausdrucks und Wesens, in der Abwesenheit jedes Zeichens der Aufregung und Aengstlichkeit aus seinem Gesichte, was nicht ohne Wirkung war; und die Nachricht von der baldigen Ankunft des Königs von Frankreich, die er seinen getreuen, in Bourges belagerten Vasallen überbrachte, gewährte diesen glänzende Hoffnungen und Erwartungen. Seine eigenen Dienste, sowie die seiner Leute waren von großer Wichtigkeit für die Ver-

theidiger der Citadelle, die zu groß für die Anzahl war, die sie enthielt; und seine ruhige anspruchslose Tapferkeit, seine Thätigkeit und seine Geistesgegenwart gewann ihm jenen Respekt, den selbst die wohlbegründete Anmaßung hätte gewinnen können.

„Ich sagte immer, daß er ein guter Soldat werden würde,“ sagte Juvenel de Royans, ein wenig stolz auf seine Freundschaft und lange Bekanntschaft. Blondel selber, der einer der ersten Ritter Frankreichs war, gab zu, daß er nie einen klareren Kopf oder eine stärkere Hand in der Stunde der Gefahr habe anwenden sehen.

Auf den ersten Anblick dürfte es seltsam erscheinen, daß die Nachricht von dem Marsche des Königs, die der Garnison, und in gewissem Sinne auch Jean Charost, Hoffnung und Beruhigung brachte, ihn mit Kummer und Unruhe erfüllte, wenn er sie aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtete. Wenn er aber bedachte, welches die nothwendige Folge in dem Augenblicke sein müsse, wo mehr als die Hälfte von Frankreich im Besitze eines fremden Feindes und der erste Vasall der Krone in Waffen gegen seinen Monarchen sei, da sank ihm der Muth, wenn er bedachte, welches das Schicksal Frankreichs sein werde.

Während des ersten und zweiten Tages dachte er, wenn eine Pause in dem Angriffe stattfand, traurig über diese Dinge nach; aber er war kein Mann, der

nachdachte, ohne zu handeln, und gegen Abend führte er Blondel auf die Seite, um mit ihm zu berathen, was zu thun sei. Wenige Worte stellten den Gegenstand dem Geiste des Andern in dem Lichte dar, worin er ihm erschien, und dann sagte er:

„Ich wünsche, daß Ihr dies reiflich überlegen möget, Herr von Blondel, da ich glaube, daß sich Euch eine Gelegenheit darbietet, Frankreich einen großen Dienst zu leisten. An Eurer Stelle würde ich sogleich Verhandlungen mit dem Connetable eröffnen und ihm die Folgen vorstellen, die wahrscheinlich eintreten werden. Es würde keine geringe Ehre für Euch sein, wenn Ihr ihn bewegen könntet, den Angriff einzustellen und mit seinen Truppen abzuziehen, noch ehe der König erscheint, und noch mehr, wenn Ihr eine Verhandlung anzuknüpfen vermöchtet, die nach der Ankunft Seiner Majestät fortgesetzt werden und diese unglücklichen Zwistigkeiten beseitigen könnte.“

„Beim Himmel!“ rief Blondel, „wenn ich der König wäre, würde ich allen Denen den Kopf abhauen lassen, die durch ihren frechen Ehrgeiz und ihren rebellischen Geist den Arm unseres fremden Gegners stärken und die Kraft Frankreichs schwächen. Dennoch, denke ich, wird er genöthigt sein, zu warten. Aber es stehen viele Schwierigkeiten im Wege, mein guter Freund. Man sagt mir, Ihr versteht Euch nicht weniger auf die Unterhandlungen, wie auf den Kriegsdienst. Ich

verstehe Nichts von solchen Dingen und würde nur ein Versehen machen. Ich wüßte nicht, wie ich die Kenntniß von der Ankunft des Königs benutzen sollte, ohne dem Feinde das Geheimniß zu verrathen.“

„Nun, so überlaßt es mir,“ sagte de Brecy.  
 „Ich will in Eurem Namen handeln.“

Blondel dachte eine Minute nach.

„Unter der Bedingung,“ sagte er endlich, „daß nicht davon die Rede ist, das Schloß zu übergeben, und auch, daß Ihr Nichts von des Königs Bewegungen sagt, bis man ihn kommen sieht. Bei meinem Leben! die Aufgabe ist schwierig und gefährlich, denn Richmond ist im Stande, Jeden, der sich seinem Willen zu widersetzen wagt, aufzuknüpfen oder ihn in einem Sacke zu ertränken, wie er es mit Giac gethan.“

„Ich will dennoch gehen,“ versetzte de Brecy.  
 „Ich hege keine Furcht. Der Connetable ist heftig, hochmüthig und herrschsüchtig; aber in seinem Herzen hegt er eine aufrichtige Liebe für Frankreich, einen bittern Haß gegen die Engländer und eine große Ergebenheit für die königliche Sache. Giac verachtete und haßte er, und überdies stand ihm Giac im Wege. Mich verachtet oder haßt er nicht und wünscht mich auch nicht aus dem Wege zu schaffen. Mit Eurer Erlaubniß will ich hinausgehen und um sicheres Geleit bitten lassen, und Ihr sollt mir eine allgemeine

Vollmacht ertheilen, zu unterhandeln, wenn auch natürlich nicht abzuschließen.“

Blondel war in solchen Dingen leicht zu leiten. Als guter Soldat und tapferer Mann kommandirte er geschickt und focht gut; aber sein politischer Blick war nicht weitsehend, und er gehörte zu Denen, die sich einbilden, sie ersparen sich die Hälfte der Mühe der Entscheidung, indem sie nur die eine Seite der Frage betrachten.

Die Vollmacht wurde in solchem Umfange ertheilt, wie Jean Charost es nur wünschen konnte. Es wurde eine Parlaientairflagge ausgeschildt, um für den Seigneur de Brech sicheres Geleit zu einer Konferenz mit dem Connetable zu verlangen; der Soldat kehrte bald mit dem geforderten Papiere zurück und berichtete, er habe viel Freude unter den Anführern der Rebellen bemerkt über die Botschaft, die er ihnen gebracht, worin sie ohne Zweifel die Absicht zu kapituliren entdeckten.

Eine geringe Aufregung war in Blondel's Gesicht zu bemerken, als Jean Charost ohne Rüstung, nur mit Schwert und Dolch bewaffnet, sich zu dem Unternehmen bereit darstellte.

„Ich lasse Euch nicht gern ziehen, Herr Ritter,“ sagte er. „Dieser Richmond ist ein wüthender Kerl. Man kann nicht wissen, was er thun wird.“

„Ich fürchte Nichts,“ wiederholte Jean Charost.

„Wenn mir aber ein Unfall begegnen sollte, so verlass mich auf Eure Ehre und Freundlichkeit, daß Ihr die Damen beschützen werdet, die ich hier bei Euch zurücklasse. Sie haben dreißig oder vierzig Männer bei sich, wovon jeder sein Blut zu ihrer Vertheidigung vergießen würde; aber die Ehre eines Ritters, und noch dazu eines Ritters wie de Blondel, ist ein besserer Schutz, als tausend Schwerter.“

Bald hatte er die Thore des Schlosses hinter sich gelassen und die erste Barrikade, welche die Angreifenden in der Schloßstraße errichtet hatten, ohne gefragt zu werden, passirt. Etwa ein halbes Duzend Männer lag auf einem Haufen Stroh bei dem Scheine einer einzelnen Laterne hinter derselben. Zwei von ihnen sprangen sogleich auf, und obgleich Keiner von ihnen ein Wort von dem Paffe lesen konnte, schienen sie doch vorher Befehle erhalten zu haben, wie sie handeln sollten; denn sie bestanden darauf, de Brecy die Augen zu verbinden, als wollten sie ihn durch die Werke einer regelmäßigen Festung führen. Er fügte sich lächelnd, denn er kannte von Kindheit an jeden Schritt von der Stadt Bourges und hätte fast jedes Haus nennen können, an welchem sie ihn vorüberführten. Die breiten steinernen Stufen des Einganges waren ihm sehr bekannt, und als ihm die Binde abgenommen wurde, sah er sich ohne Ueberraschung auf dem Hofplatze seines alten Freundes Jacques Coeur.

Man führte ihn in einem der viereckigen Thürme eine schmale Treppe hinauf und dann in ein sehr enges, aber hohes Kabinet mit vergoldeten ledernen Tapeten. In der Mitte stand ein kleiner Tisch, an dem drei Herren saßen. Eine darüber hängende Lampe beleuchtete eine Masse Papiere auf dem Tische, sowie das strenge, viereckig gebildete Gesicht des Connetable, welches sich darüber neigte — den milden und etwas schwächlichen Ausdruck des Grafen de la Marche und das scharf markirte Gesicht des Grafen von Clermont.

„Dies ist vermuthlich der Herr von Brech,“ sagte der Letztere, sich an Richmond wendend.

Der Connetable fuhr empor, streckte ihm unbefangen die Hand hin und sagte:

„Willkommen, willkommen, de Brech! Setzt Euch nieder, hier ist ein Stuhl. Nun,“ fuhr er fort, sobald die Wache sich entfernt hatte und die Thür geschlossen war, „wie geht's im Schlosse?“

„Sehr gut, gnädigster Herr,“ versetzte de Brech. „Wir haben die jungen Hühner noch nicht verzehrt und sind noch lange nicht bis zum Pferdefleisch.“

Der Graf de la Marche lachte, aber Richmond rief ein wenig ungeduldig:

„Kommt zur Sache, wenn's gefällig ist. Ihr redet gewöhnlich offen und unumwunden, de Brech. Sagt, welche Bedingungen zur Kapitulation Ihr verlangt, und Ihr sollt sogleich Eure Antwort haben.“

„Ihr verkennt meinen Zweck gänzlich, gnädigster Herr,“ versetzte de Brech. „Es ist geringere Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß das Schloß kapituliren werde, als da Ihr es zuerst belagertet. Es sind jetzt Männer genug darin, um es noch einen Monat gegen eine fünfmal stärkere Macht, als die Curige, zu vertheidigen, Ihr müßtet denn besser schießen, als Ihr in den letzten beiden Tagen gethan, und wir haben Munition für unsere Kanonen und Lebensmittel genug auf einige Monate.“

„In des Teufels Namen! warum kamet Ihr denn hieher?“ rief Richmond zornig.

„In einem Geschäfte, gnädigster Herr,“ versetzte de Brech, „welches ich Euch allein mitzutheilen wünsche.“

„Nein, nein, keine Geheimnisse vor diesen Herren,“ sagte der Connetable und fügte dann mit trockenem Lachen hinzu: „Wir sind alle Hähne in einem Korbe und theilen die Körner, so wie auch das Schicksal. Sprecht vor ihnen aus, was Ihr zu sagen habt.“

„So sei es, wenn Ihr es wünscht, gnädigster Herr,“ versetzte de Brech. „Ich komme hieher, um Euch eine bescheidene Vorstellung zu machen, so wie einige Punkte in Betreff Eurer eigenen Lage und der Citadelle anzudeuten — welche Umstände vermuthlich Eurer Aufmerksamkeit entgangen sind.“

Richmond rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her und sagte dann:

„Ja, ja, redet von der Citadelle. Davon möchte ich hören.“

„Ich habe Euch gesagt, gnädigster Herr,“ fuhr de Brech fort, „daß die Citadelle sich länger als einen Monat halten kann und wird, Ihr mögt unternehmen, was Ihr wollt. Lange vorher, ehe dieser Monat zu Ende ist, wird der König hier sein und uns zu Hülfe kommen.“

„Nun gut, so mag er kommen,“ rief Richmond ungeduldig. „Wir werden dennoch vielleicht die Citadelle einnehmen, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt.“

„Ich denke nicht, gnädigster Herr,“ antwortete de Brech; „und wenn Ihr so viel von der Sache wüßtet, wie ich, würdet Ihr auch so sagen. Aber wir wollen einmal annehmen, das Schloß hielte sich und der König käme, ehe Ihr es einnehmen könntet —“

„Vielleicht können wir mit beiden fertig werden,“ fiel Richmond ein.

„Und Frankreich zu Grunde richten,“ antwortete de Brech. „Ich will nimmermehr glauben, daß der Graf von Richmond — der getreue und loyale Graf von Richmond — daß der Graf de la Marche, der mit dem königlichen Geschlechte verwandt ist, oder der Graf von Clermont, wohl bekannt durch seine Anhänglichkeit an den Thron — in demselben Augen-

blicke gegen seinen Monarchen kämpfen würde, wo er, von fremden Feinden umgeben, die letzte verzweifelte Anstrengung zur Rettung seines und Eures Vaterlandes unternimmt.“

Er wendete sich ein wenig zu dem Grafen de la Marche, während er sprach, und Richmond rief in wüthendem Tone:

„Redet mit mir, Herr. Ich bin hier der Commandeur. Beim Himmel! wenn Ihr meine Verbündeten zu bestechen sucht, lasse ich Euch den Kopf abhauen.“

„Ihr nöthiget mich, in ihrer Gegenwart zu reden, gnädigster Herr,“ versetzte Jean Charost kalt, „und was ich zu sagen habe, muß eben so kühn ausgesprochen werden, als wenn sie nicht hier wären.“

„Nein, nein, laßt ihn reden, guter Better,“ sagte der Graf de la Marche. „Es ist nicht mehr als recht und billig, daß wir hören, was er zu sagen hat.“

„Der edle Herr Connetable kann Herrn von Brechy nicht tadeln, wenn er nach seinen eigenen Befehlen handelt,“ sagte Clermont. „Wir waren noch vor einem Augenblicke seine theuren Verbündeten und Theilnehmer aller seiner Geheimnisse. Warum sollten wir nicht die Beredtsamkeit des Herrn anhören?“

„Ich wollte, ich wäre beredt!“ rief de Brechy. „Dann würde ich den Herren zeigen, welches ein Schauspiel es für die Welt sei, einen der ersten Kronbe-

amten Frankreichs und zwei der ersten Edelleute des Landes aus persönlichem Widerwillen gegen den ersten Minister des Königs ihre Religion verlegen, alle Anstrengungen ihres Monarchen, sein Land zu retten, vereiteln und den Staat, der schon die Beute der Feinde ist, durch Parteisucht in noch größere Gefahr und Verwirrung stürzen und die letzte Hoffnung auf die Sicherheit Frankreichs vernichten zu sehen.“

Richmond rollte seine Augen von dem Redenden auf die beiden Grafen und dann wieder auf de Brech, während seine Finger einen verdächtigen Griff nach seinem Dolche thaten.

„Er mag uns Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ rief er. „Er mag uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wir wollen unser Schwert wieder einstecken.“

„Auch wenn er Euch nicht Gerechtigkeit angethan,“ sagte de Brech kühn; „ist dies ein Augenblick, das Schwert gegen Euren König zu ziehen — jenes Schwert, welches er selbst in Eure Hände gegeben? Ist dies eine Zeit, die Schwierigkeiten des Monarchen zu benutzen, um ihm durch Gewalt der Waffen Zugeständnisse abzunöthigen, während jeder ächte Franzose alle persönlichen Rücksichten aufopfern und den letzten Blutstropfen zur Rettung seines Vaterlandes vergießen sollte? Aber hat er Euch nicht Gerechtigkeit gethan, Herr Connetable? Zweimal hat er seine Minister Eurer Feindschaft geopfert. Jetzt zankt Ihr mit dem

Minister, den Ihr ihm selber aufgedrungen, und stürzt Euer unglückliches Vaterland, welches schon von Fremden halb eingenommen ist, in Bürgerkrieg, weil der König sich diesmal Eurem Willen nicht fügen will. Sind seine Minister denn nur Regel, die Ihr nach Eurem Gefallen aufstellen und umwerfen könnt? Sind sie nur Werkzeuge, die Ihr anwenden könnt, wie Ihr wollt? Und seid Ihr ein Offizier des Königs, oder sein Herrscher?"

Der Connetable sprang mit bloßem Dolche in der Hand auf und würde sich ohne Zweifel auf de Brech gestürzt haben, hätte sich nicht der Graf de la Marche ihm in den Weg gestellt.

„Halt! halt!“ rief er. „Keine Gewaltthätigkeit, Richmond. Bei meinem Leben! er redet recht und wahr. Wir sind zum öffentlichen Wohle hier.“

„Wenigstens behaupten wir es,“ fiel der Graf von Clermont ein. „Es ist in der That besser, Herr Connetable, wenn Ihr Herrn von Brech ruhig weiter reden laßt. Vermuthlich kann er Nichts sagen, von dem Ihr wünschen möchtet, daß wir es nicht hören, da wir doch Hähne in einem Korbe sind, wie Ihr selber gesagt; und die scharfen Gründe, die Ihr anzuwenden geneigt schienet, würden wohl ihn, aber nicht uns überzeugen.“

Richmond warf sich wieder auf seinen Sitz nieder und stieß seinen Dolch in die Scheide.

„Laßt uns ruhig überlegen,“ sagte der Graf de la Marche, „welches die Folgen sein werden, wenn der König diesem Schlosse zu Hülfe käme, ehe wir es eingenommen.“

„Nur, daß wir in der guten Stadt Bourges belagert werden,“ sagte der Graf von Clermont, „und drei oder vier Monate sehr angenehm bei solcher Diät und Bewegung hinbringen müssen, wie sie eine belagerte Stadt gewöhnlich gewährt.“

„Nur, um la Trimouille los zu werden,“ fügte der Graf de la Marche hinzu.

Die Thür öffnete sich plötzlich, als er sprach, und ein Herr in voller Rüstung, aber mit bloßem Kopfe, trat hastig ein.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren,“ sagte er; „aber ich glaubte Euch augenblicklich die Nachricht bringen zu müssen, daß man in der Richtung nach Bressavois Trompeten gehört, und Landleute berichten, daß der König mit einer großen Macht von dort anrücke.“

„So bald!“ rief Richmond.

„Zwischen uns und Paris!“ sagte der Graf von Clermont.

„Schon die Bewegung ist ein Vorwurf, meine Herren,“ entgegnete de Brechy. „Sie zeigt, daß der König in Folge der Ueberrumpfung von Bourges zu dem Schlosse gekommen ist, daß drei der edelsten

Männer in Frankreich mit dem allgemeinen Gegner im Bunde sind. O! ich bitte Euch, entfernt einen solchen Makel von Eurem Namen! Schickt Jemand zum Könige, um ihm Vorstellungen zu machen, wenn auch Nichts weiter; und laßt nicht die Engländer sehen, daß getreue Franzosen einander gegenseitig tödten, während sie selber triumphirend durch das Land ziehen. Ich setze mein Leben zum Pfande, daß Eure Klagen, wenn sie begründet sind, Abhülfe finden werden.“

„Es ist falsch!“ rief Richmond heftig, sich an einige von de Brech's Worten haltend und die übrigen nicht beachtend. „Wir haben keinen Bund mit dem Feinde geschlossen. Wir sind getreue Vasallen der Krone von Frankreich; aber wir können dem Könige getreu sein, ohne uns seinem Minister knechtisch zu unterwerfen.“

„Ich hege nicht den geringsten Zweifel gegen Euch, gnädigster Herr,“ versetzte de Brech. „Hätte ich Euch für treulos gehalten, so wäre ich nie hieher gekommen. Ich wünschte Euch nur zu zeigen, welche Sprache Eure Handlungen reden, ohne die Treue und Ergebenheit in Eurem Herzen in Frage zu ziehen. Alles, worum ich Euch bitte, ist, sogleich Jemand an den König zu schicken, um über die Bedingungen der Ausgleichung zu verhandeln und die Ergebenheit

zu zeigen, die Ihr empfindet, ehe die Leidenschaft Euch zum vollständigen Hochverrathe führt.“

„Ich denke, der Vorschlag ist sehr gut,“ sagte der Graf de la Marche. „Das Unterhandeln kann auf keinen Fall schaden.“

„Auf jeden Fall wird es zeigen, daß unsere Gegner im Unrechte sind,“ sagte Clermont. „Was sagt Ihr, Richmond?“

„Nun, nun,“ sagte der Connetable, „ich sage auch ja, obgleich ich erlebt habe, daß mehr große Unternehmungen vereitelt und mehr glänzende Hoffnungen vernichtet wurden durch kleinliche Unterhandlungen, als durch Schlacht oder Niederlage. Indessen mag es so sein; laßt Jemand gehen, obgleich ich wahrlich nicht weiß, wer der Mann sein sollte; denn wenn ich Trimouille wäre und ein glattzüngiger Unterhändler mit angenehmen Worten von Richmond, la Marche oder Clermont käme, würde ich ihm meine Antwort auf die Stirn schreiben und ihn an den ersten besten Baum knüpfen. Wenn man so weit gegangen ist, wie wir, kann man meiner Ansicht nach nicht mehr umkehren. Indessen füge ich mich dem besseren Urtheile. Schickt Jemand, wenn Ihr Jemand dazu finden könnt.“

Clermont und la Marche beriethen sich einige Augenblicke in leisem Tone und schienen sehr verlegen zu sein. Endlich blickte la Marche auf und sagte mit einigem Zaudern:

„Vielleicht würde Herr von Brech die Aufgabe übernehmen?“

„Guter Himmel!“ rief der Connetable, seine Hände und Augen erhebend.

„Ich will gern gehen,“ versetzte de Brech, „aber es kann nur geschehen, um die Unterhandlung für Euch zu eröffnen, meine Herren. Weiter führen kann ich sie nicht, da ich nicht zu Eurer Partei gehöre. Ich muß Euch um einen Brief mit Eurer Unterschrift bitten, worin Ihr Seiner Majestät die Versicherung Eurer Loyalität gebet und ihn bittet, Personen zu bestimmen, um mit Euch, oder mit Euren Bevollmächtigten in Betreff gewisser Klagen zu verhandeln. Dies, denke ich, wird mir gelingen, und ich will Euch die Antwort Seiner Majestät bringen, aber weiter kann ich keinen Antheil an der Sache nehmen.“

„Was dann weiter?“ rief der Connetable im Tone verstellter Ueberraschung. „Ihr wollt Euch doch nicht durch unseren Fall zu höherer Ehre erheben?“

„Nicht im Geringsten,“ versetzte de Brech. „Ich bin selbst in diesem Augenblicke nur als der Abgesandte des Herrn von Blondel hier, der mich zu Euch schickte, wie diese Vollmacht Euch zeigen wird.“

„Bah!“ rief Richmond in verächtlichem Tone. „De Blondel hat keinen Witz zu der Erfindung oder Ausführung solcher Pläne. Aber Eins muß ich von Euch verlangen, Herr von Brech, wenn wir Euch

zum Könige schicken, dürst Ihr keine Berathungen im Schlosse halten, ehe Ihr geht."

De Brech dachte einen Augenblick nach und erwiederte dann:

„Sprechen muß ich Herrn von Blondel, gnädigster Herr; denn ich kam von ihm zu Euch und muß ihm Bericht erstatten über das, was ich ausgerichtet habe. Jener Bericht aber kann sehr kurz sein. Ich will ihn an die Barrière rufen lassen und Einer von Euch kann hören, was zwischen uns vorgeht. Ich muß indessen Pferde und einige von meinen Leuten haben.“

„So sei es,“ sagte der Connetable. „Ich will mit Euch gehen. Ihr, Clermont, versteht Euch auf's Schreiben; so schreibt denn einen Brief an den König und haltet ihn bereit, bis wir zurückkommen. Ohne Zweifel werdet Ihr ihn unterwürfig genug einrichten, und Ihr dürst nicht gerade sagen, wenn Ihr es nicht ausdrücklich wünscht, daß Richmond das einzige Hinderniß ist.“

Mit diesem Spotte stand er auf, setzte seine Mütze auf den Kopf und begleitete de Brech aus dem Zimmer. Unterwegs sprach er wenig und stand an der Barrière, als Jean Charost auf Blondel's Ankunft wartete, und während ihrer kurzen Konferenz stand Richmond schweigend und mit gekreuzten Armen da.

Der Kommandant des Schlosses bemerkte den Con-  
netable zuerst und sagte:

„Guten Abend, gnädigster Herr.“

Aber Richmond nickte nur ernsthaft mit dem Kopfe,  
sprach während der ganzen Unterredung nur einmal  
und sagte, als Jean Charost in Betreff seiner Leute  
und Pferde Befehle ertheilt hatte:

„Schickt sie in Jacques Coeur's Haus hinunter,  
de Blondel, und zwar so schnell, wie möglich, sonst  
möchte la Marche seinen Sinn ändern und Clermont  
seinen Brief so mit Redensarten anfüllen, daß ihn  
Niemand verstehen kann.“

## Achtes Kapitel.

---

In der Stadt und in dem Schlosse war es ruhig, die Kanonen wurden nicht mehr gehört; Trommel und Trompete ertönten nicht mehr.

Als Agnes nach einem Schlummer, der länger als gewöhnlich ununterbrochen von dem Geräusche des Krieges gewesen, aus dem hohen Fenster des großen, runden Thurmes blickte, hätte sie fast glauben können, daß Alles um sie her friedlich sei. Die Morgensonne schien hell, die Luft war frisch und lieblich; es zeigten sich nur wenig Soldaten auf den Mauern des Schlosses; kein Kampf war in den Straßen zu sehen, und eine Barrikade unter dem Stadthore der Citadelle und eine Brustwehr von Erde, ein wenig weiter hinter, wo sich an jeder derselben etwa ein halbes Duzend Soldaten umhertrieben, erinnerten allein noch an einen Kampf.

Agnes war wohl damit zufrieden, wenn sie gleich

die Ursache nicht wußte; denn die Stille selbst war eine Beruhigung und gab dem Geiste Ruhe und Hoffnung zurück. Aber Agnesens Hoffnungen hatten jetzt eine bestimmte Richtung angenommen, und ihr erster Gedanke war:

„Da kein wirklicher Kampf vorgeht, so wird der liebe Jean diesen Morgen bald bei uns sein.“

Aber Jean Charost kam nicht. Eine Stunde verging — eine Stunde über die gewöhnliche Zeit, wo er sonst zu kommen pflegte — und seine Mutter und Agnes empfanden Beide einige Unruhe. Endlich schickten sie hinunter, um zu fragen; aber die Antwort war, er wäre am vergangenen Abende ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt.

Hätten die Unruhen und Kämpfe, die im übrigen Frankreich wütheten, auch in der Nähe von Bourges geherrscht — hätten sich Frau von Brech und Agnes an die Kämpfe gewöhnt, die in den übrigen Theilen des Landes herrschten — wären sie mit der stündlichen Ungewißheit bekannt geworden, so möchten sie wenig oder gar keine Unruhe empfunden haben. Aber Berri war beinahe frei von den Uebeln, die das übrige Frankreich heimsuchten, und ein wandernder Trupp von der Cavallerie der Royalisten oder der plötzliche Einfall einer kleinen Abtheilung Engländer oder Burgunder, der sie veranlaßte, die Zugbrücke aufzuziehen oder das Fallgatter fallen zu lassen,

war Alles, was sie von den Gefahren jener Zeit wußten. Selbst während der kurzen Zeit, die sie in der Citadelle von Bourges zugebracht, hatte Jean Charost immer Mittel gefunden, einen kurzen Theil jedes Tages bei ihnen zuzubringen; und wenn auch sein Ausbleiben keine große Furcht erregt haben möchte, so beunruhigte sie doch die Antwort, daß er aus dem Schlosse gegangen und noch nicht zurückgekehrt sei.

Agnesens Unruhe war indessen viel größer, als die der Frau von Brech. Aus vielen Ursachen empfinden ältere Personen diese Art der Besorgniß viel weniger, als die jungen. Sorgen und Kummer härten den Geist zur Duldung ab. Jeder Kummer hat einen abhärtenden Einfluß. Ueberdies sind wir geneigt, wenn wir uns der äußersten Grenze des Lebens nähern, es weniger hoch zu achten und es mehr nach seinem wahren Werthe zu schätzen. Wenn wir es von dem blumenreichen Anfange unserer Tage betrachten, o! welch' ein reicher Schatz goldener Stunden scheint es da, und wir denken, Jeder habe, wie wir, dieselbe Mitgift erhalten. Aber wenn wir auf dasselbe zurückblicken, wenn unser Antheil beinahe ausgegeben ist, sehen wir, wie wenig wirklich nütliches Glück es uns verschafft hat, und wir urtheilen von Anderen, wie von uns selber. Ein Freund stirbt, und wenn wir auch Kummer empfinden, denken wir, wir werden einander bald wieder sehen. Ein Freund ist in Ge-

fahr und wir empfinden um so weniger Unruhe, weil wir wissen, daß er wenig verliert, wenn er das Leben verliert — daß einige Jahre mehr oder weniger kaum wie Staub auf der Wagschaale sind, und daß er, wenn er von uns genommen wird, nur von einer nahen Herberge in seine ferne Heimath geht.

Agnes war sehr ängstlich, ihre Einbildungskraft war sehr lebhaft, sowohl im Dienste der Freude, als des Kummers, und sie stellte sich Alles vor, was ihm hätte begegnen können, und Vieles, was unwahrscheinlich war. Zu einer Zeit war sie geneigt zu glauben, der Kommandant des Schlosses täusche Frau von Brech und sie, um ihnen Kummer zu ersparen — Jean Charost sei getödtet worden und de Blondel wolle es ihnen nur nicht sagen. Sie wußte nicht, wie leicht ein abgehärteter Soldat eine solche Sache nimmt. Dann suchte sie ihre Furcht zu überwinden und dachte, de Brech müsse einen Ausfall mitgemacht haben und gefangen genommen sein; und die Erinnerung führte ihr von Neuem allen Kummer vor, der auf die Schlacht bei Azincourt gefolgt war.

Aber das Schlimmste von Allem war die Ungewißheit — der stets wechselnde Kampf zwischen Hoffnung und Furcht, worin die Furcht gewöhnlich siegte. Sie saß an dem hohen Fenster, blickte über das sie umgebende Land hinaus und beobachtete die verschiedenen Wege, die sie sehen konnte. Jetzt sah sie eine

Gruppe auf das Thor zukommen; aber als sie eine Weile lebhaft darauf hingeblickt, bemerkte sie, daß es nur einige Landleute waren, welche Lebensmittel für die Soldaten hereinbrachten. Dann bemerkte sie in der Ferne eine undeutliche Masse; aber lange vorher, ehe dieselbe Bourges erreichte, wendete sie sich nach einer verschiedenen Richtung. Jeder Augenblick erhöhte ihre Aengstlichkeit und ihre Unruhe. Stunden vergingen. Wieder sah sie Jemand kommen und verschwinden. Jetzt aber flossen die lange unterdrückten Thränen aus ihren Augen und sie brach in heftiges Schluchzen aus.

„Agnes, Agnes, mein Kind, komm hieher,“ rief Frau von Brech.

Von ihrem Sitze aufstehend, warf sich Agnes neben Jean Charost's Mutter auf ihre Knie und verbarg ihre weinenden Augen auf ihrem Schooße.

„Was ist Dir, liebe Agnes?“ fragte Frau von Brech sehr bewegt. „Sage mir, mein Kind, was bewegt Dich so? Sage mir Deine Gefühle — alle Deine Gefühle, meine Agnes. Gewiß habe ich doch immer wie eine Mutter gegen Dich gehandelt. Verbirg mir Nichts.“

„Warum kommt er nicht?“ fragte Agnes mit kaum hörbarer Stimme. „O, liebe Mutter, ich fürchte, er ist krank — vielleicht verwundet — vielleicht —“

„Nein, nein,“ fiel Frau von Brech ein. „Du

hast keine Ursache zu einer solchen Unruhe, Agnes. Ein Soldat kann nicht über seine Zeit gebieten, noch auch bei seinen wichtigen Geschäften die Gelegenheit finden, die, welche er am meisten liebt, von seinen Bewegungen in Kenntniß zu setzen, um sie von ihrer ängstlichen Besorgniß zu befreien. Die Gattin eines Soldaten, mein Kind," fügte sie hinzu, indem sie das knieende Mädchen mit ihrem Arme umschlang, „muß solche Dinge mit Geduld und Hoffnung ertragen lernen — ja, noch mehr, sie muß lernen, die Angst, die sie empfindet, zu verbergen, um den muthigen Geist ihres Mannes nicht niederzudrücken, seiner Energie nicht Fesseln anzulegen und seinen Schmerz beim Scheiden nicht zu erhöhen. Möchtest Du nicht die Gattin eines Soldaten sein, meine Agnes?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Agnes, ohne ihren Kopf zu erheben. Dann aber fügte sie rasch hinzu, als ob ihr Herz ihr wegen ihres Mangels an Aufrichtigkeit Vorwürfe mache: „Ja, ja, ich möchte es; aber dann würde ich wünschen, daß er kein Soldat mehr wäre.“

Ein mattes Lächeln umschwebte Frau von Brech's Lippe, und sie hatte sich eben noch eine Frage ausgedacht, um ein weiteres Bekenntniß herbeizuführen, als der Klang einer Trompete durch das offene Fenster herein kam und Agnes aufsprang und zu ihrem Beobachtungsplatze zurückeilte.

O, wie schnell trocknete sie die Thränen, die ihre Augen trübten, und dann rief sie mit strahlender Freude, die jedes weitere Bekenntniß unnöthig machte:

„Er ist es! er ist es! Er hat eine große Menge bei sich — zwanzig oder dreißig Mann — aber ich sehe ihn ganz deutlich — er ist es!“

Kaum fünf Minuten waren vergangen, und Agnes hatte eben Zeit, ihr Gesicht von den Spuren der Aufregung zu befreien, als Jean Charost's Schritt auf der Treppe ertönte und er im nächsten Augenblicke in's Zimmer trat.

Seltfam genug — Agnes eilte ihm nicht entgegen. Agnes sprach kein Wort des Glückwunsches aus, sondern sie stand zitternd da, denn es waren ihr durch die Entfernung eines Schleiers Wahrheiten klar geworden, die ihr auf den ersten Blick schrecklich und blendend erschienen.

„Freuet Euch, liebe Mutter — freue Dich, theuerste Agnes!“ rief de Brech, jeder von ihnen eine Hand reichend. „Eure Gefangenschaft ist zu Ende. Es ist ein Waffenstillstand verkündet worden, es sind Verhandlungen zur Ausöhnung im Gange, und Ihr habt weiter Nichts zu thun, als aufzusitzen und mit mir davon zu reiten. Beeilt Eure Vorbereitungen, theuerste Mutter! schnell, liebe Agnes!“

„Treibe sie nicht so sehr zur Eile, mein Sohn,“ sagte Frau von Brech freundlich; „sie ist wegen Dei-

ner langen Abwesenheit in großem Schrecken gewesen und hat sich kaum erst erholt. Sie soll mit mir in der Sänfte reisen, und ich will Suzette sagen, daß sie Alles für sie in Bereitschaft hält!“

„Du bist um meinetwillen in Schrecken gewesen, theuerste Agnes!“ rief Jean Charost, als seine Mutter das Zimmer verlassen hatte, und er ihre Hand faßte und ihr in's Gesicht blickte. „Hat man denn nicht ausgerichtet, was ich Euch gestern Abend sagen ließ?“

„Nein,“ antwortete Agnes in leisem Tone. „Sie sagten uns nur diesen Morgen, als wir fragen ließen, Du wärest hinausgegangen und noch nicht zurückgekehrt. Wie konnte man so grausam sein? Ein Wort von Dir würde uns stundenlangen Schmerz erspart haben.“

„Du zitterst noch jetzt,“ sagte Jean Charost, der noch immer ihre Hand fest hielt. „Was würdest Du thun, liebe Agnes, wenn Du die Gattin eines Soldaten wärest?“

„Deine Mutter hat eben dasselbe gefragt,“ antwortete Agnes mit mattem Lächeln, „und ich sagte ihr, ich wisse es nicht. Ich kann Dir nur dieselbe Antwort geben, Jean. Ich denke, Alles, was ein Weib thun kann, ist, zu lieben und zu zittern.“

„Und könntest Du einen Soldaten lieben?“ fragte de Brech in sehr dringendem Tone.

„O! das könnte ich wohl,“ flüsterte Agnes, mehr als je zitternd.

Jean Charost führte sie zu einem Sitze, und als sie noch zitterte und er fürchtete, sie möge umsinken, umschlang er sie mit seinem Arme, um sie aufrecht zu halten. Es war oft in früheren Jahren geschehen, wenn sie an seiner Seite gestanden, oder auf seinem Knie gesessen; aber die Berührung war jetzt für Beide verschieden. Sie machte sein Herz erbeben und schlagen, und das ihre stand fast ganz still. Sie war so blaß, daß er glaubte, sie würde ohnmächtig werden, und sein Herz sagte ihm, daß es das Sicherste sein würde, in Uebereinstimmung mit dem Sprichworte, wahre Worte im Scherze zu reden. So sagte er in heiterem Tone, als er sich zu ihr niedersezte und sie noch mit seinem Arme umschlungen hielt:

„Nun, ich will Dir sagen, theuerste Agnes, wie es sein soll. Wenn Du noch ein halbes Duzend andere Soldaten ausgeschlagen hast, sollst Du Jean Charost heirathen, und ich will Dir die Erlaubniß geben, so viel zu lieben, wie Du willst, und so wenig wie möglich zu zittern.“

Agnes erhob plötzlich mit einem Blicke lebhafter Frage ihre Augen zu seinem Gesichte, dann wurde ihre Wange mit Roth übergossen, und sie lehnte ihren Kopf an seine Brust.

Sie sprach indessen Nichts, und er fragte in leisem und sanftem Tone:

„Soll es so sein, theuerste Agnes?“

„Nein,“ antwortete sie, eine Thräne trocknend, „ich wünsche Niemand mehr auszuschlagen.“

„Ah! da muß ich mich beeilen,“ sagte Jean Charost, „sonst möchtest Du einen Andern annehmen. Willst Du mein Weib sein, Theuerste?“

Sie antwortete wieder nicht, aber ihre kleinen zarten Finger drückten sanft seine Hand.

„Nein, ich muß ein Wort hören,“ sagte Jean Charost, sie näher zu sich hinziehend; „nur ein Wort, liebes Mädchen. Jene kleine Hand kann nicht so deutlich reden, wie diese theuren Lippen.“

„O! quäle mich nicht!“ sagte Agnes, ihren Kopf auf einen Augenblick erhebend und ihm in's Gesicht blickend. „Ich weiß kaum, ob Du Deinen Scherz mit mir treibst oder nicht.“

„Meinen Scherz mit Dir treiben!“ sagte Jean Charost in ernsterem Tone. „Nein, nein, meine Liebe. Ich bin nicht im Stande, mit Deinem und meinem Glück Scherz zu treiben; und das meine steht wenigstens hierbei auf dem Spiele. Um Alles, was die Welt Freudiges oder Glückliches enthält, möchte ich nicht das Deine auf's Spiel setzen, Agnes. Als daher Herr von Brives um Deine Hand anhielt, verbarg ich meine Liebe zu Dir in meinem Herzen, damit Deine Ach-

tung und jugendliche Zärtlichkeit für einen alten Freund Dein Urtheil nicht für einen für Dich unpassenden Mann bestimmen möge. Ich wünschte auch, Du möchtest das Leben ein wenig mehr kennen lernen, ehe Du Dich an einen viel älteren Mann bändest. Aber ich kann mich nicht länger zurückhalten, Agnes, und da ich gesprochen habe, muß ich mein Schicksal wissen. Willst Du die Meine sein, Geliebteste?"

„Ja, ja, ja!“ flüsterte Agnes, ihm um den Hals fallend. „Ich bin die Deine — ich war immer die Deine und will auch immer die Deine sein. Du kannst es nicht verhindern, Du magst thun, was Du willst.“

„Ich will es nie versuchen,“ versetzte Jean Charost, sie küssend. „Liebe Mutter,“ fuhr er fort, als Frau von Brech in's Zimmer trat; „dies ist jetzt in der That Eure Tochter. Ich weiß, Ihr könnt sie nicht mehr lieben, als Ihr sie jetzt schon liebt; aber Ihr werdet sie jetzt auch um meinetwillen und nicht blos um ihrer selbst willen lieben.“

Frau von Brech öffnete ihre Arme und Agnes eilte an ihre Brust.

„Mein Kind! mein liebes Kind!“ rief die alte Dame. „Aber beruhige Dich, Agnes. Da kommt Martin Grille, um uns zu sagen, daß die Sänfte bereit ist. Laßt uns gehen.“

„Ah! ich dachte mir schon, wie es werden würde,“ sagte Martin bei sich selber. „Ich erlebte nie, daß Freundschaft zwischen einem Manne unter vierzig und einem Mädchen unter sechzig anders endete. — Mein Herr, die Sänfte ist bereit, so wie auch alle Reifigen, die Ihr bestimmtet,“ fuhr er laut fort. „Den Uebrigen scheint es aber nicht zu gefallen, daß sie hier bleiben sollen; denn ich glaube, sie haben genug von der Belagerung. Ich wenigstens habe genug davon, und werde die große Kanone in sechs Monaten nicht aus dem Kopfe bringen.“

„Sage ihnen, es sei ein Waffenstillstand auf drei Tage geschlossen,“ sagte Jean Charost; „und wenn der Krieg bis dahin nicht zu Ende ist, kehre ich zu ihnen zurück. Wir dürfen nicht alle Vertheidiger aus dem Schlosse nehmen.“

In wenigen Minuten waren Jean Charost und sein kleiner Zug außerhalb der Mauern von Bourges; aber Frau von Brech bemerkte, daß sie nicht den Weg zu ihrer eigenen vielgeliebten Heimath einschlugen, sondern den Fluß Langis passirten und ihren Weg nach Pressavois richteten.

„Wohin führst Du uns, Jean?“ sagte sie zu ihrem Sohne, der neben der Sänfte ritt.

„In das Schloß Felard, liebe Mutter,“ versetzte Jean Charost. „Ich versprach der Königin, Euch und Agnes auf einen Tag dorthin zu bringen. Ich stehe

jetzt in großer Gunst bei Hofe," fügte er heiter hinzu, „weil ich einigen Antheil gehabt, diese Verhandlung herbeizuführen. Der König scheint freilich ein wenig verstimmt und ärgerlich; aber nicht auf mich, und er besteht darauf, daß ich an den Konferenzen, die diesen Abend in Pressavois gehalten werden sollen, Antheil haben soll. Nein, theuerste Mutter — macht keine Einwendungen wegen des Aufzuges und der Kleidung; denn ich muß Euch sagen, der Hof ist ebenso, wie wir, auf der Reise, und Ihr werdet dort noch mehr bestäubte und beschmutzte Kleider finden, als wir mitbringen.“

Frau von Brech empfand einige Aengstlichkeit, denn sie hatte sich sehr lange nicht an Höfen bewegt, und das zurückgezogene und ruhige Leben, welches sie seit Jahren geführt, machte sie für solche Scenen unfähig. Sie widersetzte sich indessen nicht, und in einer halben Stunde traf man einen Vorposten der königlichen Armee. Es hatte indeß keine Schwierigkeit, vorübergelassen zu werden; denn von dem Augenblicke an, als der Waffenstillstand verkündet worden, kamen die Soldaten auf beiden Seiten zu dem Schlusse, daß man zu einer Uebereinkunft zwischen den beiden Parteien kommen werde, und begannen sich mit solcher Heiterkeit und Gutmüthigkeit mit einander zu unterhalten, als hätten sie nie das Schwert gegen einander gezogen. Man sah Gruppen nach verschiedenen

Richtungen über die Felder galoppiren, auf dem Wege stehen und sich mit einander unterreden, und die Scene zeigte allen Glanz und alle Heiterkeit des Krieges ohne seinen Schrecken.

Bald nachdem sie an der zweiten Postenlinie vorübergekommen waren, schlug Jean Charost einen engen Hohlweg ein, der in einen tiefen Wald hinunter zu führen schien. Alles war jetzt still und einsam und man sah ringsumher Nichts weiter, als die Reste großer alter Bäume. Die wellenförmigen Erhöhungen des Bodens waren gering, so daß sie nirgends die Aussicht überschauen konnten, und nur die stark markirten Linien von Licht und Schatten, die über den Weg fielen, gewährten einige Abwechslung.

Endlich aber nahm der Weg eine plötzliche Wendung, es zeigte sich ein freier Raum und das alte Schloß Felard, welches längst einem modernen Gebäude Platz gemacht, erhob sich in der Mitte desselben. Es hatte Thürme, Mauern, Gräben und Zugbrücke, gleich den meisten großen Landhäusern zu jener Zeit; aber es war keineswegs gegen eine regelmäßige Macht zu vertheidigen, und nur vom Hofe wegen seiner bequemen Lage als Residenz gewählt worden. Karl VII. hatte die Annäherung seiner Unterthanen noch nicht fürchten gelernt, noch vermuthete er kein Gift in seinen Speisen und sah keinen Feind in jedem Fremden. Die Thore standen weit offen, es waren

keine Wachen da, und nur wenige Pagen hielten sich vor denselben auf.

Im äußeren Hofe absteigend, half Jean Charost seiner Mutter und Agnes beim Aussteigen und führte sie dann zu dem Haupteingange des Gebäudes, wo man sie in ein leeres Zimmer führte, um dort zu warten, bis die Königin sie rufen lassen werde.

„Seid so gefällig,“ sagte Jean Charost zu dem Pagen, „Herrn Jacques Coeur in Kenntniß zu setzen, daß ich hier bin, nachdem Ihr die Königin davon benachrichtigt habt.“ Dann wendete er sich zu seiner Mutter, deren Gesicht sich bei dem Namen ihres alten Freundes erheiterte, und fügte hinzu: „Ich sah ihn gestern Abend nur auf einen Augenblick, aber seine Gegenwart war mir nützlich, um mir sogleich Audienz zu verschaffen.“

Nach Verlauf von etwa fünf Minuten öffnete sich die Thür, und es trat eine Dame allein in's Zimmer, deren reiche Kleidung und glänzende Schönheit Frau von Brech zu der Vermuthung führte, daß sie die Königin vor sich sehe. Jean Charost aber redete sie als Mademoiselle de St. Geran an, und stellte ihr seine Mutter und Agnes nicht ohne Verlegenheit vor.

Agnes Sorel schien es indessen nicht zu bemerken, sprach unbefangen und freundlich mit Frau von Brech, wendete sich dann zu Agnes und sah sie mit lebhaftem Interesse an.

„So, dies ist also Eure Agnes,“ sagte sie, sich zu Jean Charost wendend. „D, de Breech, bringt sie nicht an den Hof. Das ist kein Ort für solche Blumen, wie diese. Ist das nicht eine harte Rede, meine liebe junge Dame? Ohne Zweifel hat Eure junge Phantasie Euch die Höfe als sehr glänzende Orte dargestellt; ich aber selber weiß aus sehr trauriger Erfahrung, daß es Felder sind, wo wenig mehr als Kummer, Täuschung und Reue wächst.“

„Ich habe in der That keine Neigung, mein Fräulein, an einem Hofe zu leben,“ versetzte Agnes.

Aber Agnes Sorel war jetzt in tiefes Nachdenken versunken, und schien die Antwort des schönen Mädchens nicht zu hören. Nach einem minutenlangen Schweigen aber wendete sie sich schnell zu Jean Charost und sagte:

„Warum nanntet Ihr sie Agnes?“

„Jugendliche Achtung vor Euch, glaube ich, war der Hauptgrund,“ antwortete er offen. „Ich hatte Euch, liebe Dame, in mancher schwierigen Lage gesehen. Ihr handeltet selbst damals edel und freundlich gegen mich, und ich wünschte, daß dieses liebe Mädchen Euch gleichen möge.“

Agnes Sorel schüttelte langsam und kummervoll den Kopf, mit einer Miene, welche so deutlich wie Worte sagte: „Ihr wünscht es jetzt nicht mehr.“

Plötzlich aber faßte sie sich und sagte mit lieblichem Lächeln:

„Ich hätte beinahe meine Pflicht vergessen. Ihre Majestät befahl mir, Euch in ihre Zimmer zu führen. Wenn Ihr mir folgen wollt, Frau von Brech, so will ich Euch den Weg zeigen und Euch später in Eure Wohnung führen.“

## Neuntes Kapitel.

Gerade hinter dem alten steinernen Kreuze auf dem Rasenplaz des kleinen Dorfes St. Privé, etwa eine halbe Stunde südlich von Bressavois, hatte man, nicht weit von dem Ufer des Flusses, einen großen Pavillon errichtet. Zwischen den Stäben, die ihn trugen, stand ein großer Tisch, mit Schreibmaterialien bedeckt und zwei oder drei Leuchtern in nicht besonders guter Ordnung, aufgestellt. Zwei Männer, welche Schreiber zu sein schienen, saßen an dem Tische, schnitten ihre Federn und schleuderten trockne Scherze gegen einander. Rings um den Pavillon in der Entfernung von etwa funfzig Schritten zu beiden Seiten gingen königliche Bogenschützen auf und ab, um neugierige Augen und Ohren fern zu halten. Etwa eine Viertelstunde war Niemand als die Schreiber in dem Zelte; nach Verlauf derselben aber trat eine Gruppe von Herren ein, die ihren Plaz an der nördlichen Seite des Tisches

einnahmen, sich nicht niedersezten, sondern lebhaft und leise mit einander sprachen. Bald darauf erschienen Jean Charost und Herr von Blondel, traten zu den Ersteren und nahmen an ihrer Unterredung Theil. Dann kamen Richmond, la Marche und Clermont nebst mehreren anderen Herren von ihrer Partei; aber diese blieben auf der südlichen Seite des Tisches, obgleich einige Worte von beiden Seiten gewechselt wurden.

„Kommt Seine Majestät in Person?“ sagte Richmond endlich mit seiner tiefen Stimme.

„Bei meinem Leben, ich weiß es nicht,“ versetzte Blondel; „aber ich glaube es nicht, Herr Connetable.“

„Worauf warten wir denn?“ fragte Richmond wieder.

„Herr la Trimouille ist, glaube ich, vom Könige mit der Unterhandlung beauftragt,“ antwortete Jean Charost. „Wenigstens hörte ich es, als ich auf dem Schlosse Zelard war.“

„Beim Himmel! da muß er bald kommen,“ rief Richmond mit unzufriedener Miene; „oder es findet gar keine Unterhandlung statt; denn ich will nicht auf einen Trimouille warten.“

Es vergingen einige Minuten in düsterem Schweigen, und dann hörte man durch die leinenen Wände des Zeltes rasche Hufschläge von Pferden auf dem Wege daherkommen. Im nächsten Augenblicke trat la Trimouille selber, ein großer, kräftiger und schöner

Mann, in den Pavillon. Er stützte sich auf den Arm Juvenel's de Royans, der sein Landsmann und Verwandter war, und Dunois und mehrere Andere folgten ihm.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, daß ich Euch habe warten lassen,“ sagte er mit dem einschmeichelndsten Lächeln; „aber ich mußte erst den Willen Seiner Majestät hören, damit kein Zweifel oder Bedenken auf unserer Seite sein möge. Laßt uns niedersitzen und diese Sache verhandeln.“

Jeder nahm ohne besondere Ordnung seinen Platz am Tische ein — die Partei des Königs auf der einen und die Partei der drei Grafen auf der anderen Seite.

Es trat eine Pause ein, die Richmond ungeduldig machte; denn endlich rief er mit einem Schnarchen, gleich einem wilden Pferde:

„Es rede Jemand, im Namen des Himmels! Weshalb sind wir hier? Nicht um schweigend hier zu sitzen, vermuthlich. Redet, Trimouille!“

„Sehr gern, Herr Connetable,“ versetzte la Trimouille. „Ihr wißt ohne Zweifel, daß Ihr gegen den König, Euren Oberherrn, in Waffen seid?“

„Das ist gleich von vorn herein falsch!“ rief Richmond. „Ich bin in Waffen gegen Günstlinge und Schmeichler des Hofes — in Waffen, um dem Könige das Recht wiederzugeben, sein eigenes Ansehen

zum Wohle der Nation und zur Sicherheit des Landes anzuwenden.“

„In Waffen gegen mich, wollt Ihr sagen,“ entgegnete Trimouille mit finsterner Stirn, die das Lächeln auf seinen Lippen Lügen strafte. „Aber laßt uns hören, worüber Ihr Euch beklagt. Ich wüßte nicht, daß ich Etwas gethan hätte, was solche Handlungen von Eurer Seite rechtfertigen könnte. Wenn Ihr indessen Gründe dazu habt, so nennt sie vor diesen Herren, die außer mir von Seiner Majestät beauftragt sind, diese Sache zu untersuchen, und die ihm jedes Wort, welches Ihr ausspricht, ohne Bemerkungen oder Veränderungen, wie Ihr mich zu machen beschuldigt, mittheilen werden. Welches sind Eure Klagen, meine Herren?“

„Sie sind schwer genug,“ versetzte Richmond finster. „Eure Undankbarkeit, Trimouille, könnte ich übergehen, aber —“

„Meine Undankbarkeit!“ rief der Minister des Königs. „Ich weiß nicht, daß Ihr mir je Veranlassung gegeben, dankbar oder undankbar zu sein.“

„Brachte ich Euch nicht in Eure jetzige Stellung?“ fragte Richmond. „Entfernte ich nicht bessere Männer, als Ihr seid, um Euch Platz zu machen? Nöthigte ich nicht Louvet abzutreten, und wurde nicht Beau-lieu's Verwegenheit bestraft —“

„Und Giac ertränkt,“ fiel der Graf von Cler-

mont mit sarkastischem Lächeln ein, und Alle am Tische lachten, mit Ausnahme Trimouille's selber, der die gefährliche Wittwe des zuletzt erwähnten Herrn geheirathet hatte. Er machte indessen eine Bewegung mit der Hand und sagte:

„Dies ist Alles von keiner Bedeutung. Ich behaupte die Stelle, die ich einnehme, vermöge der Gunst und Billigung des Königs, und durch die Handlung keines anderen Menschen. Aber Ihr sagt, Ihr seid für das öffentliche Wohl in den Waffen. Was hat man Euch gethan, um diese Behauptung zu unterstützen?“

„Ich will es Euch sagen,“ versetzte Richmond mit Bitterkeit. „Ihr habt alle meine Pläne zum Dienste des Staates vereitelt. Während dieses letzten Feldzuges in der Bretagne hieltet Ihr mich aus Mangel an Truppen und Geld vor Pontorson müßig, sonst hätte der Ort schon eine Woche früher sich ergeben müssen. Dasselbe war vor St. James der Fall, und seit den letzten vier Monaten habe ich keinen Livre von Euch herausbringen können, sowohl für meinen eigenen Sold, als um meine Leute zu unterhalten.“

„Ihr seid doch im Stande gewesen, sie zu unterhalten, um Krieg gegen Euren Monarchen zu führen,“ sagte Trimouille mit Bitterkeit. „Aber ich will mit Offenheit auf die Beschuldigung eingehen. Ich schickte Euch kein Geld, als Ihr es verlangtet, aus demselben Grunde, weshalb ich keins an den Grafen la Marche

versetzte der Graf von Clermont, „ist so unangenehm auszusprechen, daß sie dem Grafen de la Marche in der Kehle stecken bleibt — es ist nämlich einfach Eure Entfernung aus dem Rathe des Königs, Herr la Trimouille.“

„Ich will nicht im Wege stehen,“ entgegnete der Minister mit der äußersten Offenheit. „Kein persönliches Interesse von meiner Seite soll eine Ausgleichung verhindern. Aber über diesen Punkt kann der König natürlich allein entscheiden. Die Sache soll ihm gerade so vorgetragen werden. Laßt uns zu andern Dingen übergehen. Was verlangt Ihr weiter?“

„Nun, wir möchten lieber hören, was Ihr vorzuschlagen habt,“ sagte der Graf von Clermont, der zu zweifeln begann, wie sich die Verhandlungen wenden würden.

„Ich will gern den Anfang machen,“ sagte la Trimouille; „denn die Absichten Seiner Majestät sind gütig und großmüthig. Zuerst aber ist es nothwendig anzugeben, wie die Sache steht, um zu zeigen, daß der König nicht aus Zwang handelt, sondern nur in Folge seiner gnädigen Gemüthsart. Hier sind drei edle Herren, wovon zwei mit der königlichen Familie nahe verwandt sind, welche zu einer Zeit, wo die Uneinigkeith dem Staate höchst nachtheilig werden kann, gegen ihren Monarchen die Waffen ergreifen. Seine Majestät glaubt, daß die beiden erwähnten Personen

von dem Dritten, einem herrschsüchtigen Manne, verleitet worden, welcher seine Dienste, so wie seine Fähigkeiten überschätzt —“

„Nein, nein,“ fiel der Graf la Marche ein.

„Hört mich zu Ende,“ fuhr la Trimouille fort.

„Er ist ein Mann, welcher dem Könige vorschreiben will, wer seine Minister sein sollen, und sich öffentlich rühmt, sie nach seinem Gefallen anstellen und absetzen zu können. Diese drei Edelleute überfallen eine königliche Stadt und belagern die königliche Garnison in der Citadelle. Um einer solchen Handlungsweise sogleich Einhalt zu thun, hält der König es für nöthig, mit großer Heeresmacht gegen sie als Rebellen zu marschiren. Um offen zu reden, meine Herren, Ihr habt fünftausend Mann in und um Bourges. Er hat zehntausend Mann zwischen Euch und Paris, noch fünftausend kamen vor einer Stunde in la Vallée an und eine große Macht marschirt unter la Hire von Chateauroux herbei.“

Er hielt inne und die Gesichter der Partei des Connetable verlängerten sich sehr. Indessen erwiederte der Graf von Clermont mit seinem gewohnten sarkastischen Lächeln:

„Eine gefährliche Lage, wie Ihr sie darstellt, mein guter Herr; aber mich dünkt, ich habe eine alte Fabel gehört, welche zeigt, daß Menschen und Löwen zuweilen ihre Bilder verschieden malen.“

schickte, dem ich es sehr gern würde geschickt haben — nur weil ich keins zu schicken hatte.“

„Ein eitler Vorwand!“ rief Richmond, mit der Faust auf den Tisch schlagend und zugleich aufstehend. „Wir haben in Jacques Coeur's Papiere, die wir in Bourges mit Beschlagnahme belegt, den bestimmten Beweis gefunden, daß zu derselben Zeit, als Ihr meine Forderung verweigert, eine beträchtliche Summe nach Chinon geschickt wurde.“

„Die war schon verausgabt, ehe sie ankam,“ entgegnete la Trimouille.

Aber seine Stimme wurde von den zornigen Tönen des Connetable übertäubt, welcher rief:

„Wenn wir wieder mit solchen kläglichen Entschuldigungen abgespeist werden sollen, kann die Unterhandlung keinen Nutzen schaffen.“

Und er wendete sich um, das Zelt zu verlassen. Die Grafen la Marche und Clermont standen auch auf; aber Jean Charost rief:

„Ich bitte Euch, wartet, meine Herren. Bedenkt, was Ihr thut, indem Ihr die Sicherheit Frankreichs aufopfert und es dem Feinde preis gebt, indem Ihr nicht nur Eure Treue gegen den König, sondern auch Eure Pflicht gegen Euer Vaterland verlegt. Wenn der geringste Patriotismus, Ehre oder Großmuth in Euch ist, so bleibt, und hört auf das, was Herr la Trimouille Euch vorzuschlagen hat.“

Das Wort „vorzuschlagen“ war glücklich gewählt und erregte den Gedanken an Vortheile, die man erlangen könne, welche auf Clermont und la Marche Eindruck machten.

„Was sollen wir thun, Richmond?“ sagte der Letztere in zauderndem Tone.

„Bleibt, wenn Ihr wollt,“ entgegnete der Connetable trotzig. „Ihr könnt für mich handeln, wenn Ihr dableiben wollt. Ich werde gehen, denn ich würde nur meine Fassung verlieren.“

Mit diesen Worten ging er aus dem Zelte. La Marche und Clermont waren einen Augenblick unentschlossen und kehrten dann zu ihren Sizen zurück, indem der Letztere mit ruhigem Spotte bemerkte, der Connetable habe ihnen in der letzten Zeit mehr Feuer als Licht gewährt.

„Nun, meine Herren,“ sagte la Trimouille in seinen einschmeichelndsten Tönen, „da dieser hitzige Geist fort ist, werden wir wahrscheinlicher zu einem Resultate kommen. Bitte, laßt uns Eure Forderungen hören.“

Der Graf de la Marche wendete sich mit etwas verlegenem Blicke zu dem Grafen von Clermont und der Letztere lächelte.

„Redet, ich bitte Euch,“ sagte la Trimouille. „Welches sind Eure Forderungen?“

„Nun, die erste, wozu wir uns entschlossen haben,“

„Ihr werdet mein Bild treu und wahr finden, Clermont,“ sagte la Trimouille kalt. „Ich habe Sorge getragen, es nicht im Geringsten zu übertreiben; und sowohl die Großmuth, womit der König Euch behandelt, als die Festigkeit, womit Seine Majestät bei den einmal gefaßten Entschlüssen bleiben wird, werden Euch zeigen, daß er ebenfalls von diesen Thatsachen überzeugt ist. Er wünscht indessen, daß nie ein Franzose eines Franzosen Blut vergieße, und daher macht er den Vorschlag, zur Beseitigung aller wahren und vermeintlichen Klagen, so wie auch als ein Zeichen seiner Liebe und Achtung für seinen guten Vetter, den Grafen de la Marche, ihm das Lehen von Besançon zu gewähren. Euch, Herr von Clermont, will er die kleine Stadt Montbrison oder eine andere von gleichem Werthe nach Eurer eigenen Wahl geben. Die anderen Herren, die Euch umgeben, und deren Namen mir diesen Morgen sind an gegeben worden, sollen sämtlich ein Geschenk erhalten, wovon ich hier das Verzeichniß habe; und dies Alles unter der einzigen Bedingung, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehren und der Krone mit Eifer, Treue und Gehorsam gegen den allgemeinen Feind dienen.“

„Und der Graf von Richmond?“ fragte la Marche.

„Was soll aus dem Connetable werden?“ fragte der Graf von Clermont.

La Trimouille's Stirn wurde sehr finster. Er hatte die Wirkung bemerkt, welche die Anerbietungen auf die Gefährten des Connetable hervorbrachten; und sah, daß die Partei in der That gesprengt sei, und er erwiederte langsam und in strengem Tone:

„Er soll die Erlaubniß erhalten, sich unbelästigt nach Parthenay zurückzuziehen und dort in Frieden und Einsamkeit zu leben.“

Eine Todtenstille herrschte in dem ganzen Zelte, die zuerst von Jean Charost unterbrochen wurde, welcher Gefahr und Ungerechtigkeit in dieser Parteilichkeit sah und sie mit Recht der persönlichen Feindschaft la Trimouille's gegen seinen früheren Freund zuschrieb.

„Nein, mein guter Herr,“ rief er, „Seine Majestät wird sich gewiß zu einem weniger strengen Verfahren gegen den Connetable bewegen lassen.“

„Was! Ihr, Herr?“ rief la Trimouille in heftigem und zornigem Tone.

„Ja, mein guter Herr,“ versetzte de Brech. „Ich erhielt Seiner Majestät eigenen Befehl, hier zugegen zu sein, um, wie er selber sagte, zwischen streitenden Ansprüchen zu vermitteln; und ich werde es für meine Pflicht halten, ihn dringend zu bitten, die Sache des Grafen von Richmond in Erwägung zu ziehen. Ich will die Sache zwar durchaus nicht vertheidigen, daß er mit diesen beiden edlen Grafen

Partei gemacht; aber er hat früher der Krone gut gedient, und theilt nur dieselben Fehler mit ihnen."

„Es wäre besser, wenn Ihr schwieget, Herr von Brech," sagte la Trimouille mit finsterner Stirn.

„Mein Herr, ich wurde nicht hieher geschickt, um zu schweigen," sagte de Brech; „und indem ich rede, gehorche ich nur des Königs eigenen Befehlen."

„Dann geht zum Könige und hört, was er jetzt sagt," entgegnete la Trimouille, eine freundlichere Miene annehmend. „Ich habe ihn später gesprochen, als Ihr, und seine letzten Befehle empfangen. Geht zu ihm, sage ich, es ist mir ganz recht."

De Brech ging in die Falle.

„Ich will es thun," sagte er aufstehend. „Wenn Ihr mit allen anderen Punkten fortfahren wollt, werde ich zurück sein, ehe Ihr sie beendet habt."

La Trimouille sah ihm lächelnd nach, als er sich entfernte; aber sobald er die Hufschläge seines Pferdes hörte, benutzte er seinen Vortheil, indem er die Konferenz so schnell wie möglich beendete, hie und da einen größeren Vortheil versprach, alle Mittel anwendete, auf den Eigennuz der früheren Verbündeten des Connetable zu wirken, und in weniger als zwanzig Minuten triumphirte er über alle Treue und Freundschaft gegen Richmond. Er machte den Uebergang dadurch leichter, daß er alle Fragen in Betreff des Connetable der späteren Erörterung überließ,

und erhielt dagegen von la Marche und Clermont das schriftliche Versprechen, zu ihrer Pflicht zurückzuführen und sich dem Willen des Königs zu unterwerfen, ohne eine Bedingung zu Gunsten Richmond's hinzuzufügen.

Sobald dies geschehen war, nahm er hastig Abschied, bestieg sein Pferd und galoppirte so schnell wie möglich nach Felard zurück. Durch eine Seitenthür eintretend, eilte er zu den Zimmern des Königs und fragte lebhaft, ob Herr von Brech Audienz erhalten habe.

„Nein, gnädigster Herr,“ versetzte der Diener. „Seine Majestät war ermüdet und legte sich nieder, um eine Stunde zu ruhen. Darum verweigerten wir Herrn von Brech den Eintritt.“

„Mir dürft Ihr ihn nicht verweigern,“ sagte la Trimouille.

Der Mann zauderte; aber der Minister ging kühn an ihm vorbei und klopfte an eine Thür an der entgegengesetzten Seite des Vorzimmers. Einen Augenblick später verschwand er und dann hörte man das Gemurmel einer lebhaften, aber nicht lauten Unterredung.

Nach Verlauf von etwa fünf Minuten blickte la Trimouille heraus und sagte zu den Dienern:

„Wenn Herr von Brech wiederkommt, um eine

Audienz zu bitten, so sagt ihm, Seine Majestät wolle bei dem allgemeinen Empfange diesen Abend, wozu er eingeladen sei, mit ihm reden."

Dann zog er sich zurück und schloß die Thür wieder.

## 361

### Zehntes Kapitel.

---

Vielfach sind die Gefahren der Größe; aber unter ihnen allen sind wenige unheilvoller als die, beständig den Einflüssen der Verdorbensten, welche den Strom der menschlichen Handlung schon fast an der Quelle vergiften, ausgesetzt zu sein. Falsche Darstellungen, spöttische Bemerkungen, unrichtige Auslegungen umschweben beständig die Häupter der Fürsten, sie mögen sich dagegen schützen, wie sie wollen, und ich habe den Verräther, den Feigling, den Thoren zu Aemtern und Würden erheben, den Guten, den Weisen, den Gerechten und Treuen vernachlässigt und verachtet gesehen von den Menschen, nicht von den schwachköpfigen und verderbten, sondern von denen mit starkem Verstande, klarem Blicke und den höchsten und edelsten Zwecken. Fürsten und mächtige Männer können gleich Anderen nur nach dem urtheilen, was sie sehen und hören, und die Atmosphäre um sie her ist

von Unwahrheit erfüllt und das Zimmer, worin sie sich befinden, ist ein Echo, welches fast nichts Anderes als Lügen wiederholt.

Es war eine große Halle in dem Schlosse Felard, und dort waren um neun Uhr Viele von dem ersten Adel Frankreichs versammelt. Glänzende Trachten und schöne Formen waren dort zu sehen, und da die Gesellschaft so zahlreich war, so enthielt die Gesellschaft natürlich auch einige gute und weise Personen. Sie bestand größtentheils aus Männern; aber Damen waren auch zugegen — die Königin selber, Agnes Sorel, mehrere vornehme Damen aus Berri und die Damen des Hofes.

Der junge König, graziös und schön, stand am oberen Ende der Halle an der Seite seiner Gemahlin. Von Zeit zu Zeit näherten sich verschiedene Gäste, sprachen einige Worte mit ihm und gingen dann vorüber. Alle schienen heiter und lächelnd. Es hatte sich die Nachricht ausgebreitet, daß die Hauptbedingungen eines Vertrages mit den Rebellen unterzeichnet worden, und Freude und Zufriedenheit über ein so erwünschtes, aber so wenig erwartetes Resultat verbreitete überall Heiterkeit, gleich dem Sonnenscheine.

Wenig ließ sich der, welcher zuerst die Schritte angegeben, die zu einem solchen Abschlusse geführt, und der besonders zu ihrer Annahme beigetragen, in dem Augenblicke träumen, welches Uebel seiner warte.

Nachdem mehrere Personen von höherem Range an dem Könige vorübergegangen, näherte sich Jean Charost mit ernster Miene von dem Ende des Kreises, in dessen Nähe er stand. Sein Gesicht war ruhig und sicher, wenn gleich gedankenvoll, und seine Augen gerade auf den Monarchen gerichtet. Er konnte bemerken, wie sich Karl's Gesicht plötzlich verfinsterte und la Trimouille, der in einiger Entfernung vom Könige gestanden, sich ihm näherte. Der König nickte auf de Brechy's Gruß ein wenig ungnädig mit dem Kopfe, und als er ihn stillstehen sah, sagte er in strengem Tone:

„Was giebt's, de Brechy? Redet, wenn Ihr Etwas zu sagen habt.“

De Brechy errieth sogleich, daß man den König gegen ihn eingenommen habe; aber jener Geist, der ihn schon als Knabe angetrieben, seine Meinung gegen den Herzog von Orleans deutlich auszusprechen, hatte ihn selbst bei allen harten Schlägen der Welt nicht verlassen, und er erwiederte mit einem Blicke auf seine Mutter und Agnes, die in geringer Entfernung von der Königin stand, von der er aber gewünscht hätte, sie möchte nicht zugegen sein:

„Ich habe Etwas zu sagen, Sire, was ich jetzt nicht auszusprechen wagen würde, hättet Ihr diese Stunde nicht selber zu meiner Audienz bestimmt.“

Der König nickte langsam mit dem Kopfe, als

fordere er ihn auf, fortzufahren, und Jean Charost sagte:

„Heute nahm ich auf Euren Befehl an der Konferenz zu Pressavois Theil und fand zu meiner großen Freude, daß Eure Majestät geneigt sind, gegen eine Anzahl von Euren Vasallen und Unterthanen, welche gewagt, unter nichtigen Vorwänden gegen Euer Ansehen die Waffen zu ergreifen, gnädig zu sein. Obgleich kein Beweggrund nöthig war, um Eure Milde zu erklären, so sprach doch Herr la Trimouille Eure Absicht dahin aus, alle Franzosen wieder im Dienste des Vaterlandes zu vereinen. Eine einzige Ausnahme wurde in diesem Akte der Gnade und Güte gemacht, und diese Ausnahme betraf einen Edelmann, der, welches auch seine gegenwärtigen Vergehungen sein mögen, in früheren Zeiten der Krone mit Eifer, Geschicklichkeit und Muth gedient hat.“

Karl's Stirn wurde jeden Augenblick finsterner, aber er sprach nicht, und Jean Charost fuhr kühn fort:

„Ich wagte zu glauben, Sire, daß Ihr Euch bewegen lassen würdet, die Strenge Eures gerechten Zornes gegen den Connetable zu mildern, frühere Dienste, so wie gegenwärtige Fehler in Erwägung zu ziehen, Euch zu erinnern, wie nützlich er für Frankreich gewesen und noch sein kann, wenn Ihr dieselbe Gnade und Gunst, die Ihr den Theilnehmern seines Vergehens gewährt habt, auch auf ihn erstreckt.“

„Hörtet Ihr meinen Willen von Herrn la Trismouille aussprechen?“ fragte der König strenge und in lautem Tone.

„Ich hörte, was er als Euren Willen aussprach, Sire,“ versetzte de Brech; „aber ich nahm mir die Freiheit, anderer Meinung zu sein, als Herr la Trismouille, und zu glauben, bei richtiger Darstellung der Sache möchte Eure Majestät sich bewegen lassen, Eure Entscheidung noch einmal zu überlegen und gegen Alle gnädig zu sein.“

„Und Ihr spracht diese verschiedene Meinung bei der Berathung aus?“ fragte Karl.

„Das that ich, Sire,“ versetzte de Brech, „indem ich es für das Wohl Frankreichs angemessen hielt.“

„Dafür,“ sagte der König laut, indem er die gebieterische Mehrzahl anwendete, welche die verschiedenen in einem Könige vereinten Gewalten darstellt, „dafür, Herr, verbannen wir Euch von unserem Hofe und aus unserer Gegenwart und lassen Euch die Strafe für das Vergehen theilen, welches Ihr vertheidigt habt. Ihr thatet Euer Möglichstes, unsere Zwecke zu vereiteln, die wir zur Ausführung unserem Minister anvertraut — Ihr vereiteltet beinahe seine Bemühungen, den zur Wohlfahrt des Landes nöthigen Vertrag abzuschließen; und es ist wahrscheinlich, daß der Vertrag gar nicht zu Stande gekommen, wenn Ihr am Orte geblieben wäret. Ihr und Alle sollen wissen,

daß wir Gehorsam verlangen. Wir haben die Rebellion des Grafen von Richmond gelinder bestraft, als sein Vergehen es erforderte, indem wir seine früheren Dienste in Betracht zogen, aber auch den Umstand berücksichtigten, daß er das Oberhaupt und der Anführer der Verschwörung war, wozu sich die Uebrigen nur durch Täuschung hatten verleiten lassen. Ungewarnt durch sein Beispiel hieltet Ihr es für gut, Euch unserem Willen in unserem Rathe zu widersetzen, und wir legen Euch daher dieselbe Strafe wie ihm auf. Die einzige Gnade, die wir Euch gewähren können, ist, Euch die Wahl Eures Aufenthaltes zu überlassen, von welchem Ihr Euch indessen nicht weiter als vier Stunden entfernen dürft. Sagt, wohin wollt Ihr gehen?“

Der erste Theil der Rede des Königs hatte de Brech überrascht und verwirrt; aber er faßte sich nach und nach, als der Monarch fortfuhr. Er hatte lange gesehen, daß la Trimouille eine despotische Herrschaft über den französischen Hof auszuüben suchte, und er errieth leicht, daß Karl nicht seine eigenen Gesinnungen, sondern die seines Ministers aussprach. Dies war einiger Trost und er hatte sich völlig gefaßt, ehe der König geendet. Bei der Wahl seines Verbannungsortes wirkte indessen größtentheils der Zufall.

„Mit Erlaubniß Eurer Majestät will ich mich

nach Briare zurückziehen," entgegnete er. „Ich habe indessen noch einige wichtige Geschäfte abzuschließen, denn da ich beständig im Dienste Eurer Majestät beschäftigt war, konnte ich Brech seit mehreren Jahren nicht besuchen. Darf ich um die Erlaubniß bitten, mich einige Tage in jenem Theile des Landes aufhalten zu dürfen?“

„Wir geben Euch drei Tage Zeit," sagte der König, kalt mit dem Kopfe nickend.

„Ich werde alle mögliche Eile anwenden müssen, um das, was ich zu thun habe, in der Zeit zu vollenden," antwortete Jean Charost mit großer Kränkung in seinem Tone. „Ich bitte daher um die Erlaubniß, mich noch diese Nacht nach Brech begeben zu dürfen. Kommt, liebe Mutter — komm, Agnes," fuhr er fort, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Halt!" rief der König. „Frau von Brech, wir haben natürlich Nichts dagegen, daß Ihr Euch mit Eurem Sohne entfernt; aber was diese junge Dame betrifft, haben wir jetzt Grund zu glauben, daß das Recht der Vormundschaft eher auf unserer Seite, als auf der des Herrn von Brech ist. Sie muß am Hofe und unter dem Schutze der Königin wenigstens so lange bleiben, bis die Sache untersucht ist."

Eine dunkle Gluth des Zornes verbreitete sich über de Brech's Gesicht, und Agnes selber eilte vorwärts, als wollte sie ihn in jenem Augenblicke der

Qual und des Unwillens umfassen; aber Agnes Sorel hielt sie zurück und flüsterte ihm lebhaft zu:

„Widersezt Euch dem Könige jetzt nicht. Wenn Ihr Euch mäßigt, kann noch Alles gut werden. Ihr könnt Euch nicht widersetzen, und der Widerstand wird Euer Untergang sein.“

„Er hat sie von ihrer Kindheit an auferzogen, Eure Majestät,“ sagte Frau von Brecy in flehendem Tone. „Ich weiß Niemand, der ein so gutes Recht zu ihrer Vormundschaft haben sollte, wie er.“

„Wagt er zu behaupten, irgend ein Recht zu ihrer Vormundschaft zu haben?“ fragte der König; „daß ihm die Vormundschaft vermöge der Verwandtschaft zukomme oder daß er sie von Jemand empfangen, der ein Recht gehabt, sie ihm zu geben?“

„Vielleicht nicht, Sire,“ versetzte de Brecy kühn; „aber ich kenne Niemand, der ein besseres Recht hat, als ich.“

Seine Augen sprühten, sein Gesicht glühte, seine ganze Gestalt zitterte vor Aufregung, und bei seiner freien und raschen Gewohnheit, seine Gedanken auszudrücken, kann man nicht wissen, was er möchte gesagt haben; aber Dunois und Juvenel de Royans faßten ihn bei den Armen und zogen ihn gewaltsam aus der Nähe des Königs hinweg auf die Thür zu, die sich am Ende der Herren und Damen zur Rechten des Königs befand.

Während dieser schmerzlichen und aufregenden Scene hatte sich der freie Platz vor dem Monarchen mehr angefüllt und der Kreis war enger geworden, so daß de Brecy bald unter den umstehenden Personen verschwand. Dunois blieb einen Augenblick stehen und sprach Etwas, worauf Jean Charost nicht achtete; aber fast in demselben Augenblicke berührte eine kleine Hand seinen Arm und Agnes Sorel's Stimme sagte in leisem und lebhaftem Tone:

„Ueberlaßt sie mir, de Brecy — vertraut sie mir an. Ich weiß Alles, was Ihr fürchtet; aber bei meinem Glauben! ich will sie beschützen und vor allem Uebel bewahren. Hier — hier, reicht Eurer Mutter den Arm, und um des Himmelswillen, um Eurer selbst und um ihretwillen, reizt den König nicht.“

De Brecy hörte Nichts weiter, sondern ließ sich mit schwerem Herzen von Dunois aus der Halle führen.

Juvenel de Royans folgte, und als sie den Vorsaal erreichten, drückte er heftig de Brecy's Hand und sagte:

„Dies ist meine Schuld. Mein thörichtes Geplauder hat dies Alles angerichtet. Aber beim Himmel! ich will es wieder gut machen oder meinem Better Trimouille das Herz aus der Brust heraus schneiden.“

Mit diesen Worten wendete er sich heftig um und trat wieder in die Halle.

## Elftes Kapitel.

---

Ein düsterer und schwerer Traum, eine Erstarrung des Geistes, so wie des Körpers, folgte für Jean Charost auf die zuletzt beschriebene Scene. Der Mensch von vielen Gemüthsbewegungen empfindet nicht gerade die mächtigsten, sondern der, welcher vermöge des Temperaments oder der Charakterstärke die Kraft hat, denselben zu widerstehen. Sein Geist ist nicht von den Gemüthsbewegungen geschwächt, sein Herz nicht von ihnen verunreinigt worden; und wenn sie sich endlich seiner bemächtigen und ihn besiegen, so haben sie Etwas, was sie ergreifen können.

So war es mit de Brechy. Er hatte nie die Liebe gekannt. Die Umstände, in welchen er sich befunden, die beständige Bewegung von einem Orte zum anderen und die Abwesenheit aller jener kleinen Ereignisse, welche die Leidenschaft erregen und nähren, hatten gemacht, daß er nur eine vorübergehende Neigung

gehegt; als aber die Liebe kam, bemächtigte sie sich seiner völlig, erfüllte ihn auf einige Tage mit Hoffnung und Freude, und versenkte ihn jetzt in jene tiefe Trostlosigkeit. Die Ereignisse, die um ihn her in Frankreich vorgingen, erschienen ihm wie ein Traumbild — gleich dem alten Propheten sah er Dinge in einer Verzückung, aber mit offenen Augen; und sie müssen dem Leser in derselben Weise dargestellt werden, wie sie ihm erschienen.

Eine große schöne Stadt an einem schönen Flusse wird von einer großen Armee belagert. Die Festungswerke sind alt und unzureichend, die Truppen im Innern nicht zahlreich, die Vorbereitungen gering. Die Kanonen donnern, es werden Minen unter den Wällen gesprengt, der Feind marschirt zum Angriffe, aber er wird zurückgetrieben und Orleans bleibt uneingenommen. Da ist eine Brücke — gleichsam der Schlüssel zu der Stadt. Sie wird angegriffen, vertheidigt und wieder angegriffen. Ein altes Schloß scheint ihr einziger Schutz. Das Schloß wird angegriffen und vom Feinde genommen. Ein Mann von majestätischem Ansehen, ruhig, ernst und milde, ersteigt den höchsten Thurm des Schlosses, um den Angriff seiner Leute gegen die Stadt zu lenken. Plötzlich trifft die steinerne Kugel einer großen Kanone das Fenster, an welchem er steht, und Salisbury wird fortgetragen, um einige Stunden später an seinen Wunden zu sterben.

Die Stadt hält sich noch — die Angriffe haben an Heftigkeit abgenommen; aber die englischen Truppen ziehen sich enger um den Ort zusammen, bis der Hunger innerhalb der Mauern zu herrschen beginnt. Einige Stunden von dem belagerten Orte findet auf den freien Feldern eine Schlacht statt. Lastwagen und Schuttkarren befinden sich in der Mitte, und tapfere Männer mit dem Lilienbanner fechten wacker, aber vergebens. Sie fliehen — endlich fliehen sie. Die tapfersten Herzen Frankreichs wenden sich von dem unheilvollen Schlachtfelde ab, und überall herrscht Niederlage und Todtschlag. Gewiß muß Orleans fallen und das ganze freie Land jenseits der Loire sich dem Feinde unterwerfen.

Wir wollen unsere Blicke von dieser Scene ab zu einer anderen wenden.

Des Königs Rath hat sich in Chinon versammelt; die Nachricht von der Niederlage ist angekommen. Hoffnung, Muth und Standhaftigkeit sind dahin. Man rath dem Könige, Orleans seinem Schicksale zu überlassen, Berri und Touraine hinter sich zu lassen und seinen letzten Kampf in den Gebirgen von Auvergne zu wagen. Die Rathschläge der Verzweiflung waren ausgesprochen worden; und es ist nicht wunderbar, daß ein junger Mann, der das Vergnügen liebte, von Günstlingen beherrscht wurde, des Streites und der Rabale überdrüssig, mit einem Verlangen

nach Ruhe und Genuß auf dieselben horchte. O! wie oft geschieht es in dieser arbeitenden Welt, daß die Thätigsten, die Kräftigsten, die Ausdauerndsten einen glühenden Durst, wie ihn der Wanderer in der Wüste kaum kennt, nach der kühlen Erfrischung des Friedens empfinden. Der Monarch steht in seinem Kabinet — nicht ganz allein, denn eine schöne Gestalt kniet zu seinen Füßen. Sie erhebt ihre Augen mit Blicken der Liebe und Zärtlichkeit, doch voll Energie und Feuer, zu seinem Gesichte.

„Niemals, mein Karl!“ rief sie. „Niemals, mein König und Herr! o, niemals laßt es gesagt werden, daß der König von Frankreich mehr die Rathschläge der Furcht, als des Muthes angenommen — ohne Noth geflohen und dem Feinde den Rücken gewendet, ehe er ihn geschlagen! Gottes Wille ist es, der den Sieg verleiht; aber es ist an Euch, darum zu kämpfen. Wie, wenn der Muth der Bewohner von Orleans nachließe — wenn eine Schlacht verloren würde — wenn die Engländer über die Loire gingen?“

„Dies Alles ist wahr, oder wird doch in einem Monate wahr sein, Agnes,“ versetzte der König in einem Tone tiefer Trostlosigkeit. „Ich kann es nicht verhindern. Gesezt, es geschähe — was könnte ich da thun?“

„Euer Pferd besteigen — Eure Lanze ergreifen — Eure Fahne im Winde flattern lassen — ganz

Frankreich um Euch versammeln — gegen den Feind marschiren — fechten — fechten — und, wenn es nöthig ist, sterben! Ich will mit Euch gehen — mit Euch sterben, wenn es sein muß! Mir ist Nichts weiter auf Erden übrig, als Ihr und Frankreich. Gott verzeihe uns, daß es so ist; aber ich habe Euch alles Andere gegeben.“

Karl schüttelte traurig den Kopf, und Agnes So-  
rel stand langsam auf und zog sich einen Schritt zurück.

„Dann verzeiht mir, gnädigster Herr,“ sagte sie, „wenn ich mich von Eurem königlichen Hofe zurückziehe und zu seiner Hoheit dem Herzoge von Bedford gehe. Es wurde mir vor langer Zeit von einem gelehrten Astrologen prophezeit, daß ich dem größten Fürsten meiner Zeit angehören sollte. Ich bildete mir thörichterweise ein, ihn gefunden zu haben; aber ich muß mich doch geirrt haben.“

Und sie zog sich einige Schritte zurück, als wollte sie das Zimmer verlassen.

„Bleibt, Agnes, bleibt!“ rief Karl. „Bleibt, wenn Ihr mich liebt!“

Agnes eilte wieder zurück und umschlang seinen Hals mit ihren Armen.

„Wenn ich Euch liebe!“ wiederholte sie. „Gott weiß, ich liebe Euch nur zu sehr; und obgleich unsere Liebe mich herabgewürdigt hat, muß sie doch Euch erheben und ermuthigen, wenn sie fortdauern soll. Um

meinetwillen, Karl, wenn auch nicht um Eurer selbst willen, entfernt die niedrigen Gedanken von Euch, die Andere Euch eingegeben haben. Thut, wozu Euer eigenes Herz Euch treiben möchte; wagt Alles, trotz Allem, und rettet Frankreich, Euch selbst und Agnes. Manches edle Herz schlägt noch in Frankreich — mancher starke Arm ist noch bereit, für Euch das Schwert zu führen; und es ist nur nöthig, daß der König im Felde erscheint und Beweise der Entschlossenheit liefert, um die Parteien zu unterdrücken, und jeden edlen Geist um seinen König zu versammeln. Laßt meine Liebe Euch zur Sicherheit, zur Ehre und zum Ruhme führen.“

„Nun, so sei es!“ rief Karl, der jetzt ihre Begeisterung theilte. „Ich schwöre bei Allem, was ich am heiligsten halte, ich will nicht vor dem Feinde zurückweichen. Mag er über die Loire gehen — mag Orleans fallen — mag jeder Verräther mich verlassen — mag jedes feige Herz zur Flucht rathen — ich will ihm im Felde begegnen, Alles auf einen letzten Schlag ankommen lassen und Frankreich befreien oder sterben!“

Laßt uns wieder in die belagerte Stadt zurückkehren. Der grimmige Hunger schreitet durch die Straßen; abgezehrte Männer und hohlängige Frauen gehen umher und suchen vergebens nach Nahrung. Enger und enger ziehen sich die Linien um den Ort

zusammen; endlich wird, als ein letztes Mittel, die Brücke abgebrochen; aber noch immer donnern die feindlichen Kanonen, und die Hände sind schwach, welche die auf den Wällen liegenden Geschütze bedienen sollen. Plötzlich erhebt sich der Ruf, daß Hülfe nahe ist, daß Proviant unterwegs ist, Proviant und eine Armee, um sich einen Eingang zu bahnen. Es ist ein schwacher Schimmer der Freude und Hoffnung; aber er verschwindet bald. Man fragt, wer das Heer anführt — wer die versprochene Unterstützung bringt? Ein Weib — ein junges Mädchen von siebzehn Jahren. Einige sagen, eine Heilige — Andere, eine Thörin, und Viele weinen aus bitterer Täuschung.

Dennoch sind an dem genannten Tage die Wälle mit Menschen angefüllt und viele steigen auf die Thürme. Was sehen sie? Böte, die den Fluß heraufkommen, eine Armee, die am Ufer daher marschirt, Lanzen und Fahnen, Fähnchen und glänzende Waffen; doch kaum wagen sich die Bewohner der Hoffnung hinzugeben, obgleich ihre Herzen vor Erwartung schlagen. Sie haben eben so glänzend gerüstete französische Armeen vor jenen abgehärteten Insulanern fliehen sehen, die jetzt aus ihren Linien marschiren, um die begleitende Macht anzugreifen — sie haben schon früher die Zufuhr eben so nahe und doch unterwegs auffangen sehen. Aber gerade auf sie zu marschirt das französische Heer. Schneller, schneller, im Trabe und end-

lich im Galoppe. Eine Schaar greift die andere an, die Lanzen kreuzen sich, die französische Fahne rückt noch immer vor, die Bote ziehen weiter und erreichen die Stadt; Freudengeschrei erfüllt die Luft, aber nicht so laut, so warm und triumphirend, wie das, welches jenes junge Mädchen begrüßt, während sie durch die Straßen der Stadt reitet, die sie gerettet hat; aber damit noch nicht zufrieden, geht sie wieder hinaus, um ihr Banner zwischen den Mauern und den Linien der Belagernden aufzupflanzen, und dort schläft sie, eingefüllt von dem Donner der Artillerie.

Wieder ist Johanna d'Arc im Felde — wieder ist die Fahne Frankreichs in ihrer Hand und vorwärts trägt sie sie von Sieg zu Sieg. Die feindlichen Festungen werden genommen, die Schanzen hinweggeräumt, das Schloß wieder genommen, Orleans befreit und sie zum ewigen Andenken daran die Jungfrau von Orleans genannt.

Freude, Hoffnung und Vertrauen kehrte nach Frankreich zurück und die Herzen der Menschen waren offen für einander, nachdem sie so lange geschlossen gewesen.

Sergeau, Beaugency und manche andere kleine Stadt wurde genommen, und durch ein von seinen Feinden befreites Land marschirte der König von Frankreich nach Rheims, um sich krönen zu lassen.

## Zwölftes Kapitel.

Gleich Schatten im Nebel kamen viele große Ereignisse in der Geschichte Frankreichs gerade um jene Zeit vor, die nur denen, welche unmittelbar dabei betheilig waren, bekannt oder von ihnen geschätzt wurden; aber bei Allem, was geschah, blieb Jean Charost mit schwerem Herzen und niedergeschlagenem Geiste in der Verbannung zu Briare. Warum er jene kleine Stadt zu seinem Aufenthalte gewählt, wußte er selber kaum, denn wenn gleich keine menschliche Handlung wahrscheinlich ohne ihren Beweggrund ist, so giebt es doch Beweggründe, die so schnell und blitzartig sind, daß alle Spuren von ihnen selbst in der Wolke, aus welcher sie kommen, augenblicklich verloren gehen.

Es ist möglich, daß Jean Charost von dem zweiten Abende der Belagerung der Citadelle von Bourges bis zu dem Augenblicke, wo sein Verbannungsurtheil ausgesprochen worden, tief über die Worte seines

Freundes Juvenel de Royans nachgedacht und sich entschlossen hatte, früher oder später dorthin zu gehen, um sich mit dem Abt Comelini zu unterreden. Kein anderer Beweggrund ließ sich denken, denn Briare war damals, wie jetzt, ein sehr langweiliger kleiner Ort mit seiner einzigen Straße und seinen kaum zu vertheidigenden Mauern, und hatte nichts Empfehlenswerthes, als die lächelnden Ufer der Loire und die schöne alte Abtei auf dem höchsten Punkte der ganzen Stadt.

Langweilig genug war der Aufenthalt in der That für Jean Charost, ohne ein Interesse oder eine Quelle der Beschäftigung zu haben. Die kindliche Liebe hatte ihn überdies des Trostes der Gesellschaft seiner Mutter beraubt. Die Reise von Brech bis Briare hielt er für zu weit und die Schwierigkeiten und Gefahren des Weges für zu zahlreich, als daß sie sich denselben ohne großen Nachtheil für ihre Gesundheit hätte aussetzen können. Er hatte sie daher überredet, zu Hause zu bleiben und die Verwaltung seiner Besitzungen zu übernehmen.

So blieb er mit einigen Dienern, schlecht logirt und schlecht bewirthet, in dem ersten Gasthose des Ortes; aber bei der dumpfen und schweren Qual des Herzens achtete er wenig auf die Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit des Körpers. Sein Geist war sehr unruhig in ihm; aber dennoch wagte er sich dem Ur-

theile des Königs, so ungerecht es sein mochte, nicht zu widersehen.

Frankreich war damals in einem seltsamen Zustande. Die Edelleute ergriffen in dem einen Augenblicke die Waffen gegen das königliche Ansehen und unterwarfen sich dann wieder den willkürlichsten Beschlüssen. So blieben de Brech und Richmond Monate lang an ihren Verbannungsorten.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Briare beschäftigte sich Jean Charost mit anderen Gedanken und vergaß Comelini gänzlich; und als er sich seiner erinnerte und ihm die Worte einfielen, die de Royans gesprochen hatte, fragte er sich:

„Warum sollte ich eine Auskunft suchen, die wahrscheinlich nur des Königs Anspruch, über meine Geliebte zu verfügen, bestätigen wird?“

Der menschliche Geist aber empfindet Widerwillen gegen die Ungewißheit. Jener Durst nach Kenntniß, der schon im Paradiese entzündet wurde, quält uns noch. Wir wünschen lieber das Uebel, als Nichts zu wissen. Am vierten Tage gegen Abend machte er sich auf den Weg zu der Abtei, verweilte in der grauen Dämmerung und sah das graue Thor an. Einer von den Brüdern fragte ihn, ob er nicht eintreten und die Kirche ansehen wolle, worauf de Brech sich nach dem Abte erkundigte und fragte, ob er nicht Comelini heiße.

Der Mönch bejahte es, sagte aber, der Abt em-

pfange selten Jemand nach Sonnenuntergang, wenn er nicht vielleicht in einem wichtigen Geschäfte komme oder ein alter Freund sei.

„Ich bin ein alter Freund,“ versetzte Jean Charost. „Sagt ihm, Herr von Brechy sei da. Ich will warten, bis Ihr zurückkehrt.“

Er wurde sogleich eingelassen und Comelini schien in der That erfreut, ihn wiederzusehen. Er war in der That ein alter Mann geworden und sein Haar silberweiß. Er war gebückt und corpulent und dabei ein wenig wunderlich. Er klagte über viele Dinge: über die Undankbarkeit der Menschen, über die Langweiligkeit seines Aufenthaltsortes, über die Bergeßlichkeit seiner Freunde, über die Gefahren des Landes, so wie über alle jene Gegenstände, die der kräftige Geist der Jugend leicht erträgt, die das Alter aber zu unerträglichen Lasten vergrößert. Dennoch schien er sich über Jean Charost's Besuch zu freuen und bat ihn, dazubleiben und an seinem einfachen und frugalen Abendessen, welches nur in ärmlicher Klosterkost bestehe, Theil zu nehmen.

Aber während des Abends fand der Gast, daß sein alter Bekannter Nichts von seiner ruhigen Schlaueheit, wodurch er sich in früheren Tagen ausgezeichnet, verloren habe, und daß sein Geschmack an guten Speisen nicht im geringsten abgenommen, sondern

vielmehr zugenommen habe. Wie bei einem alten Hunde war das Essen sein einziges Vergnügen.

Ehe de Brech sich entfernte, fragte er offen und unbefangen nach den Papieren, welche de Royans erwähnt hatte. Comelini sah überrascht und verwirrt aus und versicherte ihm, „Herr von Royans habe sich geirrt.

„Ich weiß Nichts davon,“ sagte er mit so aufrichtiger Miene, daß Jean Charost keinen Zweifel gegen ihn hegte, obgleich er jetzt mehr Menschenkenntniß erlangt hatte.

Er besuchte den alten Mann von Zeit zu Zeit, der sich immer an seiner Gesellschaft zu erfreuen schien, und Jean Charost konnte nicht umhin, zu glauben, daß Gesellschaft irgend einer Art eine Erheiterung für einen Mann sein müsse, der gewiß von der Natur nicht bestimmt schien, seine Tage in einem Kloster hinzubringen. Er bemerkte indessen, daß Comelini ihn von Zeit zu Zeit unter seinen struppigen weißen Augenbrauen hervor mit einem listigen Blicke ansah, als erwarte er Etwas oder als suche er Etwas zu entdecken; aber in dem Augenblicke, wenn ihre Augen einander begegneten, wendete der Abt seinen Blick ab und sprach nie ein Wort, welches zeigen konnte, was in solchen Augenblicken in ihm vorging.

So schwand die Zeit nicht ganz ohne Unterhaltung dahin. Einige hastige Zeilen, zuweilen von sei-

ner Mutter, zuweilen von Agnes Sorel, zuweilen von seiner eigenen Agnes, gaben ihm Nachricht über das Befinden der Letzteren und erheiterten seinen Geist auf einen Tag. Aber oft wurde der augenblickliche Sonnenschein von düsteren Befürchtungen umwölkt.

Er hatte seit einigen Wochen Nichts gehört, und nach einem weiten Ritte durch die Umgegend war er im Begriffe, sich zur Ruhe zu begeben, als rasche Fußtritte durch die lange Gallerie des Gasthauses daherkamen und vor der Thür seines Zimmers anhielten. Ein junger Mönch kam, ihm zu sagen, der Abt sei nach dem Abendessen von einer plötzlichen und gefährlichen Krankheit befallen worden und wünsche dringend, ihn sogleich zu sprechen.

Jean Charost eilte mit dem Boten in die Abtei, und als man ihn in das Zimmer des alten Mannes führte, bemerkte er sogleich, daß die Hand des Todes ihn berührt habe — seine Augen sagten es, seine Schläfen gaben es zu erkennen, es war in jedem Zuge geschrieben.

Lomelini begrüßte ihn matt, und als Jean Charost sich freundlich über ihn neigte, sagte er fast flüsternd:

„Sagt allen Andern, daß sie das Zimmer verlassen.“

Sobald sie allein waren, fuhr der Greis fort:

„Greift mit der Hand unter mein Kissen. Ihr werdet dort Etwas finden.“

Jean Charost gehorchte und zog ein gelbes und beschmutztes Paket hervor. Sein eigener Name stand darauf in einer Handschrift, die er sogleich erkannte.

„Noch mehr — noch mehr,“ sagte Lomelini.

Noch einmal suchend, fand de Brechy noch ein anderes Paket, welches ebenfalls an ihn überschrieben war. Aber die Siegel dieses Pakets hatte man offenbar erbrochen, während man die des andern ungestört gelassen. Ohne Weiteres entfaltete er das Papier und fand darin ein mit Gold ausgelegtes Kästchen, worauf die verschlungenen Buchstaben M. S. F. standen. Es öffnete sich mit zwei kleinen Klammern, und darin waren zwei Reihen großer und glänzender Diamanten.

De Brechy's Untersuchung war rasch und lebhaft, und während er dieselbe anstellte, waren die Augen des Sterbenden auf sein Gesicht gerichtet.

Als er das Kästchen wieder schloß, erhob Lomelini seine Stimme und sagte:

„Hört, Seigneur de Brechy.“

Jean Charost steckte die Pakete ein und setzte sich an die Seite des Greises. Er konnte es in dem Augenblicke nicht über's Herz bringen, rauh mit ihm zu reden, obgleich er jetzt leicht errieth, warum man ihm die Pakete so lange vorenthalten habe.

„Was wolltet Ihr sagen, Vater?“ sagte er, sich zu ihm neigend.

„Was! kein zorniges Wort?“ rief Lomelini.

„Keins,“ versetzte Jean Charost. „Ich habe selber zu viel Kummer, um den Eurigen jetzt noch zu vermehren.“

„Nun gut, so will ich Euch Alles sagen,“ sagte Lomelini. „Ihr denkt, ich behielt diese Pakete wegen der Diamanten. Die hatten Etwas damit zu thun, aber das war noch nicht Alles. Nachdem Ihr in das Palais d'Orleans gekommen waret, wurde Euch mehr getraut, als mir. Ich war der Bewahrer aller Geheimnisse gewesen, was Ihr dann wurdet. Des Herzogs Tochter wurde, ungeachtet Eurer Jugend, unter Eurer Obhut gestellt, und ich beschloß, Ihr solltet nie im Stande sein, zu beweisen, daß sie seine Tochter sei.“

„Ich wußte nicht, daß sie es sei,“ versetzte Jean Charost. „Der Herzog selber wußte es nicht.“

„Nein, nein, lügt nicht,“ sagte Lomelini ein wenig bitter. „Ich beobachtete Euch — ich beobachtete Euch Beide — ich folgte Euch zu dem Kloster der Cölestiner, wo der Mörder Zuflucht gefunden, und ich weiß, daß das Kind Euch damals übergeben wurde, obgleich Ihr vorgabet, es im Walde gefunden zu haben.“

„Bei meinem Glauben und meiner Ehre als Ritter,“ versetzte de Brech, „ich hörte in dem Kloster der Cölestiner weder Etwas von dem Morde, noch von dem Kinde. Das liebe Kind wurde mir in der That im

Walde von einem großen, fremden, wild aussehenden Manne gegeben, der halb wahnsinnig schien.“

„St. Florent selber,“ murmelte Lomelini.

„Ich rufe den Himmel zum Zeugen an,“ fuhr Jean Charost fort, „daß ich erst viel später irgend eine Verbindung zwischen dem Herzoge und diesem Kinde vermuthete — auch bin ich jetzt dessen nicht gewiß.“

„So will ich Euch die Sache mittheilen,“ sagte Lomelini matt. „Der Herzog nahm die Mutter dem Gatten weg und entführte sie in einer Nacht mit Gewalt, als sie, mit eben diesen Diamanten um den Hals, von einem großen Feste zurückkehrte.“

„Mit Gewalt!“ murmelte de Brech, und fügte dann mit einem Gefühle hinzu, welches er sich nicht erklären konnte: „Gott sei Dank dafür!“

„Wofür?“ sagte Lomelini. „Ohne Zweifel ging sie willig genug. Weiber pflegen zu schreien und zu behaupten, man habe sie auf ihr Lebenlang unglücklich gemacht. Auf jeden Fall blieb sie, wo sie war, und das war ihre Tochter; denn ich erkannte das Kind, sobald ich es in der Hütte sah, an einem Zeichen wieder, welches sie an der Schläfe hatte. Der alte Vater starb aus Kummer und der wahnsinnige Gatte schlich sich eines Abends herein, ermordete die Frau und entführte das Kind; und das ist Alles.“

Er schien irre zu reden und ein leichter Krampf zeigte sich in seinem Gesichte.

„Ich weiß Alles, denn ich hatte mit Allem zu thun,“ fügte er hinzu.

Es folgte ein tiefes Nöcheln.

„Laßt mich den Priester rufen,“ sagte de Brecey.

„Ihr bedürft der Tröstungen der Kirche.“

„Ja, ja, ruft einen Priester,“ antwortete Lomellini, sich auf seinen Ellenbogen stützend und halb erhebend. „Ich möchte meine Leiche nicht wie die eines Hundes auf der Straße umherstoßen lassen; aber denkt nicht, junger Mann, daß ich an die Märchen der Priester glaube. Wenn das Leben ausgeht, ist Alles zu Ende. Ich habe dieses Leben genossen. Ich bedarf keines anderen — ich erwarte kein anderes — ich — ich fürchte kein anderes. Gewiß giebt es kein anderes. Nun ruft einen Priester. Beeilt Euch, oder es ist zu spät. Ist dies Ohnmacht oder der Tod?“

Jean Charost sprang zur Thür, in deren Nähe er mehrere von den Mönchen fand. Der Beichtvater wurde hastig herbeigerufen; aber es war, wie Lomellini gesagt hatte, zu spät. Der Abt war verschieden. Der Geist war dahingegangen, um die Leerheit der irdischen Träume zu erfahren.

Mit langsamen Schritten und schwerem Herzen kehrte Jean Charost in seine Wohnung zurück. Unterwegs beschäftigten sich seine Gedanken viel mit den Agnes Corel. IV.

düsteren, traurigen, materiellen Lehrsätzen, die damals unter den italienischen Geistlichen nur zu gewöhnlich waren.

Als er sich aber wieder in seinem Zimmer befand, zog er die Pakete hervor, die er von Comelini erhalten hatte, und öffnete das, dessen Siegel unerbroschen waren. Es enthielt einen kurzen und traurigen Brief von dem Herzoge von Orleans, worin er von dem Kinde, welches de Brech adoptirt hatte, von ihrer Mutter und den Juwelen sprach, die in dem andern Pakete enthalten waren. Der Herzog erkannte sie als sein Kind an und schrieb weiter:

„Ich erkannte sie sogleich an dem Ringe, den Ihr mir zeigtet, als die Tochter Derjenigen, welcher ich so großes Unrecht gethan und die ich verloren habe. Der Ring wurde meiner armen Marie zugleich mit ihrem Leben genommen; denn wie Ihr ohne Zweifel wißt, wurde sie unter meinem Dache ermordet — ja, ermordet, sage ich. Hätte der Dolch mein Herz, anstatt das ihrige durchbohrt, so wäre ein anderes Wort vielleicht passender gewesen; denn meine Sünde verdiente den Tod. Ich that ihr und ihrem Mörder Unrecht.“

Dann bat er Jean Charost, die Aufgabe, die er übernommen, getreu zu erfüllen, was er gewiß auch ohne Ermahnung gethan, und endete mit den Worten:

„Ich habe Euch in so weit geprüft, Herr von

Breyn, daß ich Euch vollkommen trauen kann. Ich weiß, daß Ihr die Aufgabe getreulich erfüllen werdet; und so weit ich die Macht habe, Euch Autorität über mein Kind zu geben, gewähre ich sie Euch hiermit.“

Dies waren freudige Worte für Jean Charost, und auf einen Augenblick gab er sich kühnen Hoffnungen hin. Er dachte, er wolle dieses Recht gegen den König selber in Anspruch nehmen; aber ein kurzes Bedenken trübte alle seine Erwartungen, da er die französischen Gesetze kannte.

Die anderen Papiere, die das Paket enthielt, waren Nichts weiter als Briefe von einer Frauenhand, Marie de St. Florent unterzeichnet; aber sie waren angenehm für Jean Charost's Augen, denn sie zeigten, wie das unglückliche Weib gegen ihr unheilvolles Schicksal angekämpft. In mehr als einem derselben bat sie den Herzog, sie ziehen zu lassen, sie in ein Kloster zu bringen, wo sie, aller Welt unbekannt, ihr übriges Leben in Buße und Gebet hinbringen könne. Es sprach sich ein gänzlich niedergeschlagener Geist, aber ein unverdorbenes Herz darin aus.

Mehrere Stunden vergingen, nicht so wohl beim Lesen dieser Papiere, als bei den dadurch veranlaßten Gedanken, und es war zwischen Mitternacht und Morgen, als Jean Charost sich endlich zu Bette legte.

### Dreizehntes Kapitel.

---

De Brech erwachte plötzlich, während der ersten Morgendämmerung. Seine Gedanken waren verwirrt. Er hatte unruhige Träume gehabt. Er glaubte wieder im Kriege und Gefechte zu sein und die wohlbekannten Worte: „Auf! auf! zu den Waffen! zu den Waffen!“ schienen ihm in die Ohren zu tönen.

In einem Augenblicke hatte er das Pelzgewand umgeworfen, welches neben ihm lag, und sein Schwert ergriffen; aber das Einzige, was er jetzt hörte, war ein lautes Klopfen an die Thür, und eine Stimme, welche sagte:

„Herr von Brech, Herr von Brech! laßt mich ein; ich wünsche in aller Eile mit Euch zu reden.“

Jean Charost öffnete die Thür und erblickte zu seiner Ueberraschung das Gesicht seines guten Dieners Martin Grille, den er bei Agnes am Hofe zurückgelassen, um ihr zu dienen und sie zu überwachen. Ein

unbestimmtes Gefühl des Schreckens bemächtigte sich sogleich seines Herzens, und er rief, ehe der Mann seinen Auftrag ausrichten konnte:

„Wie geht es Deiner Dame? Ist sie krank?“

„Nein, Herr — nicht krank,“ versetzte Martin, „wenn auch sehr unruhig; aber ich bin in solcher Eile hieher galoppirt, daß mein Pferd fast keine Lungen mehr hat, und ich auch nicht. Ich komme, Euch vor einer Gefahr zu warnen, gnädiger Herr. Ich bitte Euch daher, ehe ich Euch mittheile, was ich zu sagen habe, alle Eure Leute aufsitzen zu lassen und Euch selber zur Abreise bereit zu halten, denn es ist nicht viel Zeit zu verlieren.“

„Nein, ich muß es erst hören,“ entgegnete Jean Charost. „Was ist geschehen, mein guter Freund?“

„Nun, so laßt die Leute sich wenigstens bereit halten,“ sagte Martin dringend; „dann könnt Ihr noch immer thun, was Ihr wollt. Es währt zuweilen lange, Geschichten zu erzählen, Fragen zu thun und zu beantworten. Es ist immer besser, zum Handeln bereit zu sein, ehe man eine Nachricht erhält, als sich später erst bereit machen zu müssen.“

Es lag einige Wahrheit in dem, was er sagte, und Jean Charost schickte durch ihn die gewünschten Befehle ab.

„Nun erzähle mir Alles, während ich mich an-  
kleide,“ sagte sein Herr, sobald er zurückgekehrt war.

„Ich wüßte nicht, was ich zu fürchten hätte; aber es ist eine unsichere Welt, guter Martin, und ungesehene Gefahren umgeben uns auf jedem Schritte.“

„Diese Gefahr ist deutlich genug zu sehen,“ antwortete Martin Grille. „Notre-Dame ist nicht deutlicher. Die Sache ist einfach diese: der König hat einen seiner Sergeanten mit einem langen Zuge von Bogenschützen abgeschickt, um Euch zu verhaften und vor ihn zu bringen. Er ist jetzt in Bourges im Hause des guten Messire Jacques Coeur, welches er so ziemlich ausfüllt, und da die Entfernung von Bourges nach Briare nicht groß ist, so könnt Ihr unseren Freund, den Sergeanten, jede Stunde erwarten. Es war indessen spät Abends, als der Befehl ertheilt wurde, und der Sergeant gelobte, er wolle vorher ein Schläfchen halten, möge es dem Könige gefallen, oder nicht. Ich aber gelobte, ich wolle kein Schläfchen halten, und so machte ich mich gleich auf den Weg; so sind wir ihm drei gute Stunden und vielleicht noch einige Minuten voraus.“

De Brecy sann nach und fragte dann:

„Weißt Du irgend einen Grund zu diesem Befehle?“

„Durchaus keinen,“ versetzte Martin Grille, „auch kann ich keinen muthmaßen. Aber ich will Euch Alles sagen, was geschehen ist, denn ich weiß es von Jemand, der Alles gesehen hat. Es ist eine gewisse

Johanna von Vendome am Hofe. Man nennt sie auch die Marquise von Mortaigne."

„Ich habe sie gesehen," sagte Jean Charost. „Was ist mit Ihr? Fahre fort."

„Nun, sie hat einen Neffen, Herr, einen gewissen Pierre de Vendome," versetzte Martin Grille, „auf den sie große Stücke hält; aber er ist ein Feind von Euch."

„Ich sah ihn nie," bemerkte de Brech.

„Nun, Herr, man hat den König gegen Euch eingenommen," sagte Martin Grille, „das ist klar genug, und ich weiß nicht, welchen Grund ich sonst angeben sollte. Aber auf mein Wort, Herr, es wäre besser, wenn Ihr Euer Pferd bestieget und davonrittet. Ich kann Euch die übrige Geschichte unterwegs erzählen. Ich war nie ein besonders guter Reiter, und wenn dieser Sergeant besser reitet, als ich, so kann er hier sein, ehe wir im Sattel sind."

„Nun, wir wollen uns auf den Weg machen," sagte Jean Charost gedankenvoll. „Packe Du alle diese Sachen ein, während ich mit meinem Wirth reche. Ich möchte lieber nicht als Gefangener nach Bourges geführt werden, und ich denke, ich will es verhindern."

Er sprach mit leichtem Lächeln, und doch mit einiger Bitterkeit in seinem Tone. Martin Grille beschäftigte sich sogleich damit, Alles einzupacken, was

das Zimmer enthielt, und in einer halben Stunde waren Jean Charost und seine Begleiter im Sattel.

„Wäre es nicht besser, den Weg nach Bussiere einzuschlagen, gnädiger Herr?“ fragte Martin Grille, der in der Nähe seines Herrn ritt. „Es scheint mir, als hättet Ihr den Weg nach Aussen eingeschlagen.“

„Nein, mich dünkt, wir werden auf dieser Seite sicherer sein,“ versetzte Jean Charost. „Nun erzähle mir Alles, was am Hofe geschehen ist. Vielleicht werde ich eine Ursache für diese plötzliche Ungnade entdecken.“

„Nun, Herr, es thut mir leid, dies Alles sagen zu müssen, was ich zu sagen habe,“ antwortete Martin Grille. „Aber der König hat Euch sehr schlecht behandelt. Dieser Pierre de Vendome, von dem ich rede, ist an Allem schuld, obgleich seine Tante, die noch schlimmer ist, als er, das Ganze für ihn leitet. Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, daß sie mit der königlichen Familie verwandt sein will. Nun geht überall am Hofe das Gerücht, daß Mademoiselle Agnes die Tochter des armen Herzogs von Orleans ist, der in der Nähe der Porte Barbette getödtet wurde; daß er sie seiner Fürsorge anvertraute, daß Ihr sie aus Ehrgeiz heirathen und dann der Welt sagen wollt, wer sie ist.“

Jean Charost sah Martin Grille einige Augen-

blicke schweigend in's Gesicht; aber jetzt nickte er langsam mit dem Kopfe und sagte:

„Fahre fort. Ich sehe jetzt, wie es ist.“

„Nun, Herr, etwa vor einem Monate machte diese Johanna Bendome dem Könige den Vorschlag, daß ihr Neffe unsere junge Dame heirathen solle, und der König schien willig genug dazu zu sein; aber eine gewisse schöne Dame, die Ihr kennt, widersetzte sich dem; und da sie beinahe Alles thun kann, was sie will, so neigte sich eine Zeit lang der Sieg auf ihre Seite. Dann suchte sich Johanna von Bendome bei Herrn la Trimouille in Gunst zu setzen, der auf der andern Seite fast Alles thun kann, was er will, und dann wendete sich die Sache eine Zeit lang gegen uns. Der König war sehr heftig und schwur, wenn er irgend eine Macht oder Ansehen über Mademoiselle Agnes habe, so solle sie Pierre de Bendome heirathen; obgleich sie ihm die ganze Zeit über sagte, sie wolle es nicht, und ihn dringend bat, sie in ein Nonnenkloster gehen zu lassen. Könige wollen indeß ihren eigenen Willen haben, Herr, und die Sache hatte ein sehr übles Ansehen, als plötzlich vor drei Tagen unsere junge Dame verschwand.“

„Wohin ging sie? wo ist sie?“ fragte Jean Charost heftig.

„Das kann ich nicht sagen, mein Herr,“ antwortete Martin Grille; „aber sie ist sicher genug, da=

von bin ich überzeugt; denn als ich mit Mademoiselle de St. Geran davon sprach, sagte sie mit ihrem bezaubernden Lächeln: „Ist sie in der That verschwunden, mein guter Mann? Nun, ich hoffe, Gott wird sie beschützen.“ Aber der König nahm es nicht so ruhig auf. Er war völlig wüthend, und weder Pierre de Vendome noch seine Tante konnten seine Leidenschaft beruhigen.“

„Ohne Zweifel schrieben sie es Alle mir zu,“ sagte Jean Charost, dessen Gesicht sich während der letzten wenigen Minuten sehr erheitert hatte.

Aber Martin Grille antwortete zu seiner Ueerraschung:

„Ich denke es nicht, Herr. Das bemalte alte Weib deutete an, obgleich sie es nicht zu sagen wagte, die bewußte schöne Dame, die Ihr kennt, habe ihrer Namensgenannten zur Flucht verholfen; und der Neffe sagte, wenn der König nur die Papiere unterzeichnen wolle, würde er bald den Flüchtling finden, denn er habe eine starke Vermuthung, wo er wäre.“

„Er unterzeichnete sie doch nicht?“ rief Jean Charost, mit einem Blicke des Schreckens.

„Er hätte es beinahe gethan, gnädiger Herr,“ versetzte Martin Grille. „Gestern Abend saß der König mit der Königin in dem großen schwarzen Zimmer im zweiten Stock, dessen Ihr Euch erinnert. Er war sehr schwermüthig, denn es war eine Kälte zwischen

ihm und Derjenigen, die er am meisten liebt und ohne die er nicht leben kann, eingetreten, und da brachten sie ihm die Papiere, um sie zu unterzeichnen — das heißt, Pierre de Vendome und seine Tante, die strahlend und triumphirend aussahen. Es beobachtete ihn aber Jemand; denn gerade in dem Augenblicke kam der Kanzler mit zwei oder drei anderen Herren herein, sowie auch ein Page, der ein an den König gerichtetes Papier in der Hand hielt. Der König nahm es, sah es flüchtig an, reichte es dem Kanzler und war im Begriff, zu unterzeichnen, was Pierre de Vendome verlangte, als Herr des Ursins — nämlich der Kanzler — rief: „„Halt, Eure Majestät! Dies ist wichtig — es muß Alles in gehöriger Form geschehen, und es verlangt Eure königliche Aufmerksamkeit.““ Dann las er es zu Ende; aber ich kann nicht Alles sagen, was es enthielt. Indessen war es ein Verbot in gehöriger Form, daß irgend Jemand über die Hand, die Person und das Eigenthum unserer jungen Dame Mademoiselle Agnes, hinsichtlich der Ehe, der Vormundschaft, oder auf andere Weise verfügen dürfe, mit der Angabe, daß der Schreiber jenes Papiers nach den französischen Gesetzen ihr wahrer und in aller Form eingesetzter Vormund sei. Es war St. Florent unterzeichnet; und wenn gleich der König sehr zornig war, überredete ihn der Kanzler, die Papiere nicht eher zu unterzeichnen, als bis das

Recht des Appellanten, wie er sich ausdrückte, von einem kompetenten Tribunale geprüft worden sei.“

„Wie weißt Du denn dies Alles so genau?“ fragte Jean Charost, nachdem er mehrere Minuten über das, was er gehört, nachgedacht.

„Theils auf die eine, theils auf die andere Weise, mein edler Herr,“ versetzte Martin Grille. „Die Hauptsachen aber erfuhr ich von meinem jungen Better, der jetzt erster Violinspieler der Königin ist. Als sie ihren Gemahl an dem Abende so verstimmt sah, ließ sie den kleinen Jean kommen, um ihn zu trösten; da sie nicht wohl zu der Person schicken konnte, die ihn am besten hätte trösten können. Mein Better hörte Alles, beachtete Alles und sagte mir Alles, denn Ihr seid sehr gut bei ihm angeschrieben. In dessen hatte ich selber später Etwas damit zu thun; denn da der König wußte, daß ich im Hause sei, ließ er mich rufen und fragte, ob Ihr, als Ihr zuletzt in Berri gewesen, Euch nicht St. Florent unterzeichnet hättet. Ich war sehr erschrocken und sagte, ich glaube, daß Ihr es gethan. In der nächsten Minute sagte der König, indem er den Sergeanten, welcher in der Nähe stand, scharf ansah: „„Bringt ihn sogleich von Briare herbei! Verliert keine Zeit!““ Dann wendete er sich mit wildem Blicke zu mir und sagte: „„Geht!““ Ich glaubte, er würde hinzufügen: „„zum Teufel!““ aber er that es nicht, und ich

schlich mich aus dem Zimmer. Der Sergeant ging zugleich mit hinaus, lachte und sagte: „„Im Schlafe verschwendet man keine Zeit! Er wird doch nicht denken, daß ich um Mitternacht nach Briare abreisen werde?““ So reiste ich anstatt seiner ab; denn da ich Unheil angerichtet zu haben glaubte, wollte ich sehen, ob ich es nicht wieder gut machen könne.“

Jean Charost lächelte und zeigte eine größere Verlegenheit, als während des ganzen Mittes; aber er gab keine Antwort, und in der nächsten halben Stunde schien er Nichts von dem zu hören, was Martin Grille sagte, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß Martin Grille nicht sprach. Wir wollen nicht untersuchen, ob die Ungerechtigkeit, die er erfahren, das Unrecht, welches man gegen ihn im Sinne hatte, und die Undankbarkeit für die Dienste, die er in der königlichen Sache geleistet, so wie die Leiden, die er erduldet, seine Liebe zu dem Könige erschüttert hatten. Es mag hinreichen, zu sagen, daß seine Treue gegen sein Vaterland nicht erschüttert worden war; wenn er auch beabsichtigte, mit Agnes dem Arme des Unterdrückers zu entfliehen, so dachte er doch nie daran, sein Schwert gegen sein Vaterland zu ziehen, oder irgend Etwas zu thun, um den Thron eines Fürsten zu untergraben, dem er Treue geschworen hatte.

Endlich aber zupfte ihn Martin Grille am Ärmel und sagte:

„Ich kann nicht umhin, zu denken, gnädiger Herr, daß Ihr einen unrichtigen Weg eingeschlagen. Ihr seid auf dem geraden Wege nach Bourges, und an der Wendung dort kann Euch der Sergeant mit seinen Leuten begegnen. In der That sah ich eben jetzt einen Reitertrupp dort auf dem Hügel. Sie sind in das Thal hinunter gekommen. Aber dies ist der Weg nach Bourges, auf welchem wir sind.“

„Mein guter Freund, ich reite auch nach Bourges,“ versetzte Jean Charost; „da ich aber nicht als Gefangener dort einziehen möchte, so wollen wir uns ein wenig auf die Seite wenden und über den Weiler les Barres reiten. Wir können dann einige Stunden weit auf den Feldwegen weiter kommen und bei Cosne über den Fluß setzen. Ich kenne diese Gegend sehr gut; denn während des letzten Jahres habe ich Nichts zu thun gehabt, als nachzudenken und hier umherzureiten.“

## Vierzehntes Kapitel.

---

Es verursacht eine seltsame Empfindung, an einer Stelle zu stehen, wo große Thaten geschehen sind — die Hallen zu betreten, wo wahre Tragödien aufgeführt worden sind — sich vorzustellen, als sehe man die blutigen Flecken am Boden, die grimmigen Gesichter der handelnden Personen in der Luft — sich zu denken, als sei man umgeben von den wüthenden Leidenschaften früherer Tage, gleich den mitternächtlichen Geistern, die aus den Gräbern kommen. Ich habe in dem kleinen Zimmer gestanden, wo der entsetzlichste Mord, der je den Namen einer großen Nation herabgewürdigt, von den Rathgebern Johann's von Bedford ausgedacht und anbefohlen worden. Ich habe gestanden, wo ein Akt der Gerechtigkeit die Form des Mordes gegen Heinrich von Guise annahm; ich habe das Gefängniß der schuldigen und unglücklichen Maria und das Sterbezimmer der unschul-

digen und vom Schicksal verfolgten Arabella Stuart gesehen.

Aber obgleich dies Alles voll lebhaften Interesses war, so war doch der Eindruck nicht so auffallend, als wenn ich an Orten von mehr häuslichem Interesse verweilte, wo Höfe und Könige — tapfere und schöne, gute und weise Personen, oder das Gegentheil von ihnen — vor langen, langen Zeiten gelebt und geliebt, genossen und gelitten, geschwelgt und geweint. Oft, wenn ich eine glühende Beschreibung von einer Maske, einem Schauspieler oder irgend einer Scene des Glanzes las, und den Ort besuchte, wo dieselbe stattgefunden, fragte ich mich mit Bewunderung: „Konnte es hier an diesem unbedeutend und ärmlich aussehenden Orte sein?“ Und ich wurde von einem Vergleiche der wirklichen Scene mit der beschriebenen zu einem Schlusse geführt, daß die Menschen in jenen Tagen mit viel Geringerem zufrieden waren, und daß der Glanz jener Zeiten kein Glanz für uns sein würde.

Die große Halle Jacques Coeur's, des reichsten Kaufmanns in Frankreich, der jetzt als königlicher Schatzmeister ein hohes Amt am Hofe bekleidete — eine in ganz Berri berühmte Halle — war in der That ein großes wohlgeformtes Gemach, aber doch immer sehr einfach in allen seinen Verzierungen. Sie war vielleicht mehr als vierzig Fuß lang und vier- bis

fünfundzwanzig tief, die Decke gewölbt und mit dunklem, unpolirtem Holze ausgelegt. Die ganze Halle war mit demselben Material getäfelt: an den Wänden aber war das Holz polirt. Vier Pilaster im italienischen Geschmacke verzierten jeden Winkel und schienen die Decke zu tragen.

Viele Kerzen waren nöthig, um das große, dunkle Zimmer zu erhellen; und es war nur sehr ungenügend erleuchtet. Das Licht, welches da war, fiel größtentheils auf die Gestalt des jungen Königs, der an einem kleinen Tische in der Mitte saß, in schwermüthiger Stellung seinen Kopf auf die Hand stützte und seine Augen auf den Boden richtete.

„Wird sie kommen?“ sagte er bei sich selber. „Wird sie kommen? Und wie soll ich handeln, wenn sie nicht kommt? Dieser gute Kaufmann sagt, sie wird kommen, aber ich bezweifle es — ich bezweifle es sehr. Sie besitzt einen entschlossenen Geist, und wenn sie einmal ihre Handlungsweise gewählt hat, bleibt sie fest dabei. Es ist unnöthig, mich zu fragen, ob sie kommen wird, oder daran zu denken, was ich thun will, wenn sie sich weigern sollte. Die Könige sind da, um den Männern zu befehlen, denke ich, und die Weiber, um den Königen zu befehlen.“

Und bei dieser witzigen Bemerkung umschwebte ein Lächeln seine Lippen. In dem Augenblicke wurde eine nahe Thür geöffnet — nicht die große Thür der

Halle, sondern eine kleinere zur Rechten — und eine liebliche Stimme sagte:

„Eure Majestät haben mich rufen lassen.“

„Agnes!“ rief der König, aufstehend und ihre Hand fassend. „Agnes, warum hast Du mich so lange verlassen?“

„Weil ich krank und elend gewesen,“ antwortete sie, und es traten Thränen in ihre schönen Augen.

„Ich bin auch krank und elend gewesen,“ sagte Karl, sie zu einem nahen Sitze führend. „Wißt Ihr nicht,“ fuhr er in lebhaftem und traurigem Tone fort, „daß sich meiner von Zeit zu Zeit ein schweremüthiger, böser Geist zu bemächtigen scheint, der mir alle Mühen und allen Pomp der Königswürde und selbst allen Glanz und alle Lustbarkeiten des Hofes verleidet? Er besuchte mich jetzt häufiger und länger, als gewöhnlich. Niemand kann ihn von mir vertreiben, als Ihr, Agnes.“

„Kann ich ihn immer von Euch vertreiben?“ fragte sie. „Hat er sich mir nicht kürzlich noch widersetzt, bis ich Hoffnung und Muth verlor und mich genöthigt sah, mit meinem eigenen Herzen zu Rathe zu gehen und alle seine bitteren Vorwürfe anzuhören? Karl — Karl! o mein König und Herr! Nichts kann mich trösten und beruhigen bei der Last meiner Gedanken, als zu glauben und zu wissen, daß Ihr einer besseren Liebe, als der meinigen, würdig seid — der

Liebe Eures ganzen Volks. Nehmt mir diesen Trost nicht. Laßt mich, laßt mich glauben, daß weder Leidenschaft noch Verstimmung Euch bewegen können, eine Handlung der Ungerechtigkeit gegen irgend einen Eurer Unterthanen zu begehen.“

„Nun, nun,“ sagte Karl, ihre Hand küßend, „es soll sein, wie Ihr wollt, meine Agnes. Ihr sollt selber über de Brechy's Schicksal entscheiden. So rebellisch auch sein Geist — — so frech sein Ton sein mag — will ich ihm doch um Euretwillen verzeihen. Es soll sein, wie Ihr wollt.“

„Nein, nicht so,“ antwortete Agnes milde. „Ich verlange nicht, daß Ihr Frechheit und Rebellion verzeihen sollt. Alles, um was ich bitte, ist, ohne Vorurtheil zu untersuchen, und ohne Gunst zu richten. De Brechy ist gewohnt, kühn und frei zu reden — er that es schon von seinen Knabenjahren an; aber er ist treu und wahr in allen Dingen. Ich sah, wie er lieber sein Leben der Gefahr aussetzte, als dem Herzoge von Burgund einen Brief zu überliefern. Ich sah, wie er sich der Folter unterwarf, um dem Rathe die Geheimnisse Eures Oheims, des Herzogs von Orleans, nicht zu verrathen. Es liegt in seiner Natur, furchtlos zu reden; aber es liegt auch in seiner Natur, wahr zu reden; und Alles, um was ich bitte, ist, ihn zu beurtheilen, wie er ist, ohne auf die eifersüchtigen Rathschläge eines Trimouille oder die schwarzen Lügen

einer Bendome zu hören. Man sagt mir, ein Papier, welches er Euch geschickt, hätte Euren Zorn erregt und Ihr seine Verhaftung befohlen. Untersucht, ehe Ihr urtheilt, mein theurer Herr. Erinnert Euch, daß er viele Feinde hat — daß er so unglücklich gewesen, Trimouille zu beleidigen, welcher nie verzeiht — und daß die Liebe meiner kleinen, gleichnamigen Freundin zu ihm ein Hinderniß auf dem Wege Johannens von Bendome ist, und daß keine giftigere Viper, als diese Letztere, auf dem Erdboden kriecht.“

„Ich will untersuchen,“ antwortete Karl. „Ich will ohne Vorurtheil richten; und mein besserer Engel soll an meiner Seite stehen, um zu sehen, ob ich Wort halte.“

„Nicht allein, nicht allein,“ sagte Agnes, „sonst werden sie in ihrer Bosheit sagen, Gunst und nicht Gerechtigkeit habe den König bestimmt. Laßt Euren Kanzler kommen. Er ist ein edler und getreuer Mann. Ja, ich wünsche, daß Alle, welche wollen, zugegen sein mögen, um Euch handeln zu sehen, wie ich weiß, daß Ihr handeln werdet — gerecht und edel — streng, wenn Ihr wollt — denn ich möchte nicht einmal, daß Liebe, die für die Liebe spricht, in dieser Sache Einfluß äußern möge. O! denkt nur, mein edler Karl, wie man Euch hinsichtlich dieses Herrn getäuscht, wie Trimouille's Feindschaft seine Handlungen entstellt, wie Johanna von Bendome und ihr falscher Neffe die

Wahrheit können entstellt haben. Nehmt sein ganzes Leben zum Zeugen, und wenn Ihr ihn von aller Schuld freigesprochen, dann mag Agnes vielleicht um eine Gunst für ihn bitten.“

„Sie soll nicht vergebens bitten,“ sagte Karl, sie umarmend. „Morgen wahrscheinlich wird der Sergeant zurückkehren, und dann will ich de Brech's Sache sogleich untersuchen; denn wir halten uns schon zu lange in Bourges auf. Es muß auch noch eine andere Sache sehr bald entschieden werden,“ fügte er hinzu, indem er noch ihre Hand in der seinen hielt und ihr lächelnd in die Augen blickte. „Bis dies geschehen, ist das Ansehen des Königs der Berachtung preisgegeben. Es ist eine kühne That gegen unsere Würde begangen worden, und wir haben Winke erhalten, daß der Verräther zu hoch steht, als daß wir ihn erreichen könnten. Es ist daher in einem solchen Falle politisch, nicht zu genau zu untersuchen, sondern so bald wie möglich alle Ursache zum Streite zu entfernen.“

Agnes sank mit glühender Wange auf ihre Kniee nieder, neigte ihre schöne Stirn auf seine Hand und flüsterte:

„Verzeiht mir! O! verzeiht mir!“

Karl umschlang sie zärtlich mit seinem Arme und sagte:

„Ich danke Euch, meine Agnes! Ich danke Euch, daß Ihr mir gestattet, Euch etwas zu verzeihen.“

Sie lag noch zu seinen Füßen, als Jemand an die Thür klopfte, und sie sanft vom Boden erhebend, sagte Karl laut:

„Herein!“

„Eure Majestät,“ sagte ein eintretender Page, „Herr von Brech ist unten und wünscht Eure Befehle rücksichtlich seiner zu erfahren.“

Des Königs Wange wurde ein wenig roth.

„Das ist in der That schnell gegangen!“ rief Karl. „Warum kommt der Sergeant, den wir abschickten, nicht selber?“

„Es ist kein Sergeant da, Eure Majestät. Herr von Brech kam eben mit einigen Dienern an und ist unten im Borsale mit Herrn Jacques Coeur.“

„Laßt ihn warten,“ sagte Karl; „und inzwischen ruft Herrn des Ursins hieher. Wartet, ich will Euch ein Verzeichniß von den Namen geben.“

„Nun, Agnes,“ fuhr der König fort, als er den Knaben abgeschickt hatte, „ich will handeln, wie Ihr es wünscht. Wir müssen auch noch andere Damen hier haben. Geht, meine Liebe, und ruft Einige herbei, die Euch am besten unterstützen werden.“

Etwa eine Stunde später saß Karl, sein Barret auf dem Kopfe und einige Papiere vor sich an dem Tische in der Mitte derselben Halle. Die Königin

saß in der Nähe und etwa funfzehn oder sechzehn Damen und Herren des Hofes bildeten einen Halbkreis um sie. Die Thür öffnete sich und Jean Charost wurde, von Jacques Coeur begleitet, von einem der Diener hereingeführt und näherte sich mit kühnem und unbefangenen Schritte. Als er nur noch zwei Schritte von dem Tische entfernt war, verneigte er sich vor dem Könige und blieb dann stehen, ohne zu reden.

„Herr von Brech,“ sagte Karl, „ich schickte einen von den Sergeanten unseres Hofes ab, um Euch hieher zu bringen.“

„So hörte ich, Sire,“ versetzte de Brech. „Da ich aber vorher vernommen, daß Eure Majestät meine Gegenwart gefordert, so machte ich mich sogleich auf den Weg, um mich zu Eurer Verfügung zu stellen.“

„Ihr habt wohlgethan,“ sagte der König, „und wir möchten gerne glauben, daß keine Verachtung unseres Ansehens und keine Untreue gegen unsere Person in Eurem Herzen ist.“

„Ich habe meine Treue und Ehrerbietung bewiesen, Sire,“ versetzte de Brech, „indem ich zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten mein Blut im Felde gegen Eure Feinde vergoß, und indem ich lange Monate, in Uebereinstimmung mit Euren Befehlen, zu Briare in Unthätigkeit verweilte.“

„Gut,“ sagte der König; „es ist gut. Aber es giebt besondere Umstände, wo des Menschen eigene

Interessen oder Leidenschaften ihn dahin führen, seine Pflicht zu vergessen und alle guten Dienste durch große Fehler zu vernichten. Beschuldigungen dieser Art sind gegen Euch vorgebracht worden.“

„Sie sind falsch, Eure Majestät,“ versetzte de Brech. „Und ich will es entweder vor Eurem königlichen Hofe durch wahres und glaubwürdiges Zeugniß oder in den Schranken gegen meinen Ankläger beweisen, wo Gott zwischen uns entscheiden möge.“

Während er sprach, sah er einen schwächtigen, jungen Mann an, der neben la Trimouille stand; und seinen Blick verkennend, sagte der König lachend:

„Unsere Minister werden wegen ihrer Handlungen nicht zum Zweikampfe gefordert, Herr von Brech. La Trimouille steht zu weit über Euch.“

„Ich meinte Herrn la Trimouille nicht, Sire,“ versetzte de Brech. „Ich weiß nicht, daß ich ihn beleidigt habe, und überdies halte ich ihn für den besten Minister, den Ihr je gehabt, weil er Eurem Ansehen die meiste Achtung verschafft hat. Ich sprach im Allgemeinen von jedem Ankläger.“

„Nun gut,“ sagte der König. „Für's Erste sagt mir mit jener Wahrheit und Freiheit der Rede, wodurch Ihr Euch bekannt gemacht: habt Ihr guten Grund zu glauben oder nicht, daß eine gewisse junge Dame; die von Kindheit an unter Eurer Beaufsichtigung erzogen worden und sich in der letzten Zeit an

unserem Hofe aufgehalten hat, die Tochter unseres verstorbenen Oheims, des Herzogs von Orleans, ist?"

„Das habe ich, Sire,“ antwortete de Brech.

„Wie konntet Ihr Euch denn herausnehmen, an ihre Vormundschaft gegen unser Recht Anspruch zu machen?“ fragte der König strenge. „Als unsere nächste Cousine, mag sie nun rechtmäßig oder unrechtmäßig sein, ist sie unsere Mündel.“

„Meine Antwort ist einfach, Sire,“ versetzte de Brech. „Ich habe nie gethan, was Eure Majestät sagen; und wenn ich es gethan, als ich zuletzt vor Euch stand, hätte ich es aus Unwissenheit gethan, denn erst vor drei Tagen erhielt ich von einem gewissen Comelini, Abte von Briare, der damals auf seinem Sterbebette lag, gewisse Nachricht über ihre Geburt. Diese Pakete hätten schon längst an mich abgegeben sein sollen, aber sie wurden in unredlicher Absicht vorenthalten. Ich lege sie Euch jetzt vor, um darüber zu urtheilen, wie Ihr es für gut halten möget.“

„Seht sie an, des Ursins,“ sagte der König, und der Kanzler nahm sie an.

„Ich kann beweisen, Eure Majestät,“ sagte Juvenel de Royans vortretend, „daß Herr von Brech, als er zuletzt in Berri war, durchaus nicht wußte, wessen Kind die junge Dame sei; denn wir hatten eine lange Unterredung darüber, als er sich auf tapfere Weise in

die Citadelle dieses Ortes warf, um sie für Eure Majestät zu vertheidigen.“

„Still! still!“ rief der König, nahm ein Papier, reichte es de Brechy hin und sagte: „Habt Ihr dieses Papier unterzeichnet, Herr?“

„Nein, Sire,“ versetzte de Brechy. „Ich sah es nie vorher.“

„Wessen Handschrift ist es denn?“ rief der König.

„Die meine,“ versetzte die Stimme eines Greises in sehr altmodischer Kleidung, der einen Schritt hinter Agnes Sorel stand. „Ich unterzeichnete jenes Papier von Rechts wegen.“

Und mit mattem Schritte vortretend, stellte er sich dem Könige gegenüber.

„Und wer seid Ihr, ehrwürdiger Herr?“ fragte Karl, ihn mit großer Ueberraschung ansehend.

„Der Mann, dessen Name dort geschrieben steht,“ versetzte der Fremde, „Wilhelm, Graf von St. Florent, der einzige rechtmäßige Vormund des Mädchens, um welches Ihr streitet. Ihr nahmt mir meine Besizung, und gabet sie einem Andern. Ich beachtete es nicht, weil ich dergleichen nicht mehr bedarf. Als Ihr aber die Vormundschaft dieses armen Mädchens dem nehmen wolltet, dem ich sie anvertraut hatte, und ihre Hand einem Schurken geben wolltet, da trat ich vor, um meine Rechte zu erklären und zu behaupten. Sie sind seit langer Zeit nicht angewendet worden, aber darum

nicht verloschen. Jedes Jahr habe ich das Kind besucht; jedes Jahr habe ich einen Akt der Herrschaft auf meiner Besizung St. Florent ausgeübt, und ich nehme mein Recht vor dem königlichen Gerichtshofe in Anspruch — mein Recht an meine Besizung — mein Recht an mein —“ er hielt einen Augenblick inne und schien zu zaudern; dann aber fügte er schnell und mit bebender Stimme hinzu — „mein Recht an mein Kind.“

Der König sah verwirrt aus und wendete sich zu dem Kanzler, der in dem Augenblicke lebhaft mit Agnes Sorel sprach, während die boshaften Augen Johanna's von Bendome bedeutungsvoll auf Beide gerichtet waren.

„Herr des Ursins,“ sagte der König, „Ihr hört, was er sagt.“

„Ja, Sire,“ antwortete der Kanzler vortretend. „Ihr habt Eure Antrag gestellt, Herr,“ fuhr er zu dem Greise gewendet fort, „und wenn Ihr Eure Angaben beweisen könnt, wird Seine Majestät vielleicht Eure Rechte gnädigst anerkennen, ohne Eure Sache vor die Gerichtshöfe zu bringen. Ihr habt zuerst zu beweisen, daß Ihr wirklich der Graf von St. Florent seid; zweitens, daß die erwähnte junge Dame gesetzlich als die Tochter jenes Edelmannes zu betrachten ist. Ihre Geburt ist noch durchaus im Zweifel. Nur einer dieser Briefe beweist irgend Etwas, und zwar nur die

unbegründete Muthmaßung eines längst verstorbenen Prinzen.“

Der Greis richtete sich zu seiner vollen Höhe auf und sagte mit strengem Blicke:

„Ihr verlangt bittere Beweise, Kanzler. Mich dünkt, Ihr solltet mich selber kennen; denn ich gab Euch zuerst ein Schwert.“

„Ich kann kein Zeugniß vor meinem eigenen Gerichtshofe ablegen,“ sagte der Kanzler; „und wenn die Sache untersucht wird, muß sie vor mich kommen.“

„So tretet denn vor, Jacques Coeur,“ rief der Andere. „Kennt Ihr Euren alten Freund?“

„Gewiß,“ antwortete Jacques Coeur, hinter de Brech zum Vorschein kommend. „Dies, Eure Majestät, ist Wilhelm Graf von St. Florent. Ich habe ihn in Zwischenräumen von zwei oder drei Jahren häufig wiedergesehen, seitdem er vom Hofe und aus der französischen Armee verschwand, und die sehr kleine Summe, die er von den Einkünften von St. Florent bezogen, für ihn in Empfang genommen und an ihn ausgezahlt. Wenn mein Zeugniß nicht genug ist, so kann ich zwanzig Zeugen stellen, die ihn von Person kennen.“

Es trat ein tiefes Schweigen ein; aber dann sagte der Kanzler zum Könige:

„Dies müssen wir wohl anerkennen, Sire. Ich hege keinen Zweifel, daß es der Graf ist. Aber es

ist keine Verbindung zwischen ihm und dieser jungen Dame bewiesen, die der Herzog von Orleans in diesem Briefe als seine Tochter anerkennt."

Bei diesen Worten schien ein lebhaftes Feuer die Augen des Greises zu erhellen; er trat einen Schritt vor und rief:

„Ja, einen solchen Anspruch hatte er, wie der Räuber an das Gold des Gemordeten!“ Dann hielt er plötzlich inne, schlug die Hände zusammen, ließ seine Augen gedankenvoll sinken und murmelte: „Verzeihe mir, o Himmel! Sire, ich habe mich vergessen,“ sagte er in milderem Tone. „Mein Recht an dieses Kind ist leicht zu beweisen. Ich war der Gemahl ihrer Mutter. Sie wurde in der Ehe geboren. Ich selber übergab sie den Armen dieses jungen Mannes.“ Und er legte seine Hand auf de Brech's Schulter. „Bei ihm ist sie immer gewesen bis zur Zeit, wo Ihr sie von ihm genommen. Laßt ihn selber reden. Empfinget Ihr sie nicht von mir?“

„Gewiß,“ versetzte de Brech; „und keinen Augenblick ließ ich mir träumen, daß sonst Jemand einen Anspruch an sie haben könne, als Ihr.“

„Auch hatte sonst Niemand einen Anspruch,“ entgegnete St. Florent streng.

„Aber es ist seltsam, mein guter Herr,“ sagte Karl, „daß Ihr Euer Kind der Vormundschaft eines

Anderen anvertrauet, und noch dazu einem sehr jungen Manne, der Euch, nach dem, was ich höre, fast ganz fremd war.“

„Manches Unrecht, König von Frankreich, ist im Stande, die Menschen wahnsinnig zu machen,“ sagte St. Florent, seine Augen voll auf das Gesicht des Königs richtend. „Das mir widerfahrne Unrecht war von der Art, und ich wurde zum Wahnsinne getrieben. Bei dieser Handlung aber, die Ihr seltsam nennt, war ich bei klarerem Verstande, als bei allen anderen. Ich kannte und liebte den Vater dieses jungen Mannes, ehe er sich für seinen König zu Grunde richtete und für sein Vaterland starb. Ueber den Jüngling selber hatte ich von diesem guten Kaufmanne hier viel Edles und Vortreffliches gehört. Ich hatte ihn auch einmal im Kloster der Cölestiner gesehen, und sein Aeußeres gefiel mir. Ich wußte, daß ich sie keinem besseren Manne anvertrauen könne, und da vertraute ich sie ihm an.“

„Aber könnt Ihr beweisen, daß sie die Tochter Curer Gemahlin ist?“ fragte la Trimouille; „denn diese Papiere in den Händen des Kanzlers scheinen zu zeigen, und Herr von Brech selber giebt zu, daß Grund vorhanden ist, zu glauben, daß sie das Kind des verstorbenen Herzogs von Orleans und folglich eine Mündel des Königs ist.“

Er sprach in mildem und lieblichem Tone; aber

seine Worte schienen St. Florent fast zum Wahnsinne zu treiben. Seine Gesichtszüge arbeiteten, seine Augen sprühten und die Adern an seinen Schläfen schwellen an.

„Mann, wollt Ihr mir das Herz herausreißen?“ rief er in furchtbarem Tone. „Wollt Ihr die Todten aus dem Grabe reißen, um ihr Andenken zu entweihen?“ Und das andere Paket angreifend, welches de Brech auf den Tisch gelegt hatte, riß er die Umhüllung ab und rief: „Laßt mich sehen, was es enthält. Ha!“ rief er, als er das kleine Kästchen von Sandelholz erblickte, „ha! dies ist ihr Schmuck — des armen, verlorenen, unglücklichen Weibes!“

Mit dem Finger auf den Deckel des Kästchens deutend, blickte er la Trimouille finster an und sagte:

„Wessen Wappen ist dies? Meins. Wessen Namenszug ist dies? Der ihre: Marie de St. Florent.“

Indem er sprach, öffnete er das Kästchen und blickte die Diamanten an.

„O, Marie! Marie!“ rief er. „Als ich diese Diamanten um Deinen Hals legte, ließ ich mir nicht träumen — doch nichts mehr davon. Was sagen Eure Majestät zu meinem gerechten Ansprüche? Ich übergab die Vormundschaft diesem jungen Manne. Ich gebe ihm jetzt ihre Hand. Ich bestätige Eure Verleihung der Besizung St. Florent. Was sagen Eure Majestät?“

„In Wahrheit, ich weiß nicht, was ich sagen oder denken soll,“ antwortete Karl.

„Ich denke, ich sehe, was hier zu thun ist, Sire,“ sagte der Kanzler, „obgleich die Sache ein wenig verwickelt scheint. Wenn Herr von St. Florent beweisen kann, daß diese junge Dame die Tochter seiner Gemahlin ist, so ist er ohne Zweifel nach dem Gesetze Frankreichs ihr rechtmäßiger Vormund, und aller auf andere Thatsachen gegründeter Widerspruch vergebens. So viel von dieser Ansicht der Sache. Aber auch wenn er die Thatsache nicht beweisen könnte, so ist hier ein Brief von Seiner Hoheit dem Herzoge von Orleans, dessen Handschrift ich sehr wohl kenne, worin derselbe seine Vormundschaft, wenn er ein Recht dazu besitzen sollte, dem Herrn von Brech überträgt. In beiden Fällen können Eure Majestät daher nicht irren, noch auch irgend eins von Euren eigenen Edikten oder von denen Eurer Vorfahren verletzen, wenn Ihr die Vormundschaft dem Manne zurückgebt, dem man dieselbe in Folge eines Mißverständnisses genommen. Jede andere Handlungsweise würde gefährlich und von sehr üblen Folgen sein.“

La Trimouille biß sich in die Lippe und Johanna von Vendome nickte langsam mit dem Kopfe, indem sie Agnes Sorel mit bitterem Lächeln ansah.

„So sei es denn,“ sagte der König, indem er

Jean Charost mit gnädigem Lächeln ansah. „Führt sie zurück, de Brech, wenn Ihr sie finden könnt, was ich nicht bezweifle; und wenn Ihr ihre Hand Jemand anders als Euch selber gebt, so soll er unsere Gunst um Eure Willen haben. Wenn Ihr sie selber heirathet, wollen wir bei der Hochzeit tanzen, da wir sehen, daß Ihr Euch mit Geduld und Gehorsam einem Urtheile unterworfen, welches wir strenge ausgesprochen und strenge gegen Euch ausgeführt, um unserem ganzen Hofe und unseren Unterthanen zu zeigen, daß es selbst denen, die wir am höchsten achten und die uns am besten gedient haben, nicht gestattet sein kann, sich unserem ausgesprochenen Willen zu widersetzen. Eure Verbannung von unserem Hofe ist aufgehoben und wir erwarten nicht nur Eure Gegenwart, sondern auch Eure Dienste; denn verheirathet oder nicht, kann die Sache Frankreichs kein gutes Schwert entbehren.“

Er sprach gnädig und heiter; dann sah er sich lächelnd um und sagte:

„Ist hier keine weise und mitleidige Person, die uns einige Nachricht geben kann, wo unser schöner Flüchtling sich befindet?“

„Auf meinem Schlosse St. Florent,“ sagte der alte Graf, der wieder mit allen Zeichen des Alters und der Hinfälligkeit dastand; „und dort wird de Brech sie morgen finden. Er mag sie nehmen und ihre Erbschaft auch; denn ich lehre in mein lebendiges

Grab zurück, um meine Buße zu vollenden für das, was ich im Wahnsinne und in der Verzweiflung gethan."

„Mich dünkt, Sire,“ sagte Jean Charost, welcher einige Umstände bemerkt hatte, die seinen Argwohn erregten, „es wäre gut, wenn ich schon diesen Abend ginge. St. Florent ist nur schwach bemannt, und dies sind gefährliche Zeiten.“

„Das ist die Hast eines Liebenden,“ sagte Karl; „aber Ihr habt Recht, jetzt, da ihr Aufenthalt bekannt ist, sind rasche Unternehmungen von Seiten der Nebenbuhler zu befürchten. Wir wollen daher, um allen Skandal zu verhüten, eine schöne Dame bitten, da es noch nicht spät ist, sie noch diesen Abend an den Hof zurückzubringen. Wer will es unternehmen? Sie soll gute Begleitung haben, die dieser tapfere Ritter selber anführen wird.“

„Ich bin bereit, Sire,“ sagte Johanna von Vendome.

„Dann bitte ich Eure Majestät, mich auch mitgehen zu lassen,“ rief Agnes Sorel lebhaft.

Karl blickte von der Einen zu der Anderen und sagte in fast scherzhaftem Tone:

„Geht Beide. Eine Sänfte soll sogleich bereit sein; und als einen Vermittler zwischen Euch, da die Damen nicht immer gut mit einander übereinstimmen,

wenn sie zu nahe bei einander sind, will ich unse-  
 ren guten Freund Messire Jacques Coeur bitten, sie  
 zu begleiten. Schnell, meine Damen, trifft Eure  
 Vorbereitungen. De Brech, seht nach Euren Pferden.  
 Bei Eurer Rückkehr sollt Ihr mit uns zu Abend spei-  
 sen, und wir wollen von dem Traume der Vergangen-  
 heit Alles vergessen, was nicht angenehm ist.“

### Fünfzehntes Kapitel.

Ein wenig nach zehn Uhr Abends hielt ein Trupp von fünfundzwanzig Personen, der eine jener großen, damals üblichen, von Pferden getragenen Sänfte begleitete, auf dem Hofplazze des alten Schlosses St. Florent an. Einige Diener kamen ihnen entgegen und erkannten sogleich de Brech's Recht an, dort Einlaß zu verlangen. Es wurde Licht herbeigebracht und Jean Charost selber führte Agnes Sorel aus der Sänfte in die große Halle, während Jacques Coeur mit Johanna von Bendome folgte.

„Mein Unwille über die Falschheit des Weibes hat mich sehr durstig gemacht,“ flüsterte Agnes Sorel, als sie weiter gingen. „Laßt mir ein wenig Wasser bringen, mein Freund.“

Jean Charost ertheilte dem Diener, der mit Licht voranging, den gewünschten Befehl, und dann blieben alle Vier einen Augenblick in der Halle stehen. Agnes

Sorel richtete, in Gedanken verloren, ihre Augen auf den Boden. Plötzlich aber erhob sie ihren Kopf und sagte:

„Kommt, de Brecy, ich will Euch nicht länger von Eurer Geliebten fern halten. Ich will Euch zu ihr führen. Ich weiß, wo sie zu finden ist.“

„Ha!“ sagte Johanna von Vendome, sobald Jean Charost und seine Begleiterin das Zimmer verlassen hatten.

„Wollt Ihr nicht auch mit ihnen gehen, Madame?“ fragte Jacques Coeur, der keine große Liebe zu der zurückbleibenden Dame hegte.

„Ich denke nicht,“ versetzte Johanna von Vendome in ruhigem und gleichgültigem Tone. „Das Wiedersehen der Liebenden sollte so wenig Zeugen wie möglich haben.“

Sie blieb also mit Jacques Coeur in der Halle, welcher an's Fenster trat und in die Nacht hinausblickte.

Einige Minuten später kehrte der Diener mit einer Flasche Wasser aus dem Schloßbrunnen und einem silbernen Becher zurück. Beides stellte er auf den Tisch und entfernte sich dann. Johanna von Vendome sah die Flasche einen Augenblick an und sagte dann laut:

„Ich bin auch durstig.“

Auf den Tisch zugehend, stellte sie sich so, daß

Jacques Coeur nicht genau sehen konnte, was sie that. Sie schenkte sich ein wenig Wasser ein, trank, setzte den Becher nieder, kehrte, nachdem sie eine kurze Zeit in dieser Stellung geblieben, zurück, wendete sich wieder zum Fenster und stellte sich an die Seite des Kaufmannes.

Inzwischen begleitete Jean Charost, mit einem Lichte in der Hand, Agnes Sorel die Treppe hinauf und durch einen langen Gang.

„Ihr scheint das Schloß besser zu kennen, als ich,“ sagte er, als sie ihn weiter führte.

„Ich bin diesen Weg schon einmal gegangen,“ sagte sie heiter. „Jetzt habe ich einen angenehmeren Zweck, de Brechy; aber wir müssen das Labyrinth bis zu Ende durchwandern. Ich habe Euer kleines Juwel so gut wie möglich verborgen.“

Wenige Augenblicke später kamen sie zu einer Thür, welche Agnes Sorel öffnete; und dort stand seine Agnes mit einer ältlichen Dienerin der Frau von Brechy und blickte in lebhaftem Schrecken nach der Thür. Sie war ein wenig blaß und schwächer geworden, als da er sie zuletzt gesehen; und die Hufschläge der Pferde unten im Hofe machten, daß ihr Herz ängstlich schlug.

Sobald sie aber de Brechy erblickte, sprang sie auf ihn zu und warf sich in seine Arme. Er drückte

ſie feſt an ſein Herz, aber Alles, was er ſagen konnte, war:

„Meine Agnes — meine Agnes! Alles iſt gut und Du biſt die Meine!“

Agnes Sorel faßte die Arme Beider und rief:

„Möget Ihr immer lieben, wie Ihr jetzt liebt, und möge Gott Euch in Eurer Liebe ſegnen! O, de Brech, gerade vor einem Jahre verurſachtet Ihr mir den ſchmerzlichſten Augenblick, den ich je empfunden habe. Als ich Euch ſagte, ich wolle ſie beſchützen und überwachen, da kam ein Blick — ſolch' ein Blick in Euer Geſicht — ein Blick des Zweifels und der Furcht — vorwurfsvoller, mahnender, verdammender, als irgend Etwas, was, außer meinem eigenen Herzen, je zu mir geſprochen. Ich gebe ſie Euch jetzt rein und treu zurück, wie Ihr ſie mir gelaffen. Liebt ſie und werdet geliebt, und möge Gott Euch immerdar ſegnen!“

De Brech nahm ihre Hand und küßte ſie.

„Wie viel habe ich Euch zu verdanken!“ antwortete er. „Ich bin gewiß, daß ohne Euren Einfluß dieſes glückliche Wiederſehen niemals ſtattgefunden hätte.“

„Das mag ſein,“ verſetzte Agnes mit glühender Wange. „Aber ich ruſe den Himmel zum Zeugen an, de Brech, daß der Einfluß, den ich unrechtmäßig beſitze, niemals anders angewendet worden iſt, oder

angewendet werden soll, als um Gerechtigkeit zu üben, richtig zu leiten und zur Ehre zu führen. Nun laßt uns gehen. Agnes, Ihr müßt mit uns, als die Braut dessen, den Ihr liebt, an den Hof zurückkehren. Macht keine langen Vorbereitungen und zaudert nicht, Ihr werdet uns in der Halle wartend finden. Kommt, de Brech, kommt. Ein andermal mehr Liebesworte.“

Als sie die Halle erreichten, ging Agnes sogleich auf den Tisch zu, füllte den Becher und trank; dann wendete sie sich heiter zu Jacques Coeur und sagte:

„Wir sind nicht lange ausgeblieben, mein Freund. Ich ging absichtlich mit, um die Liebkosungen abzukürzen. Unsere schöne Begleiterin wird sogleich hier sein. Wie hell die Sterne scheinen! Mich dünkt, es würde sehr angenehm sein, wenn man dort oben hinfliegen und in die glänzenden Augen des Himmels blicken könnte.“

Einige Minuten später wendete sie sich ein wenig blaß um und setzte sich in einen großen Lehnstuhl, der in der Nähe stand. Sie sprach nicht, aber ein Ausdruck des Schmerzes zog über ihr Gesicht dahin. Bald darauf trat de Brech's Agnes, zur Abreise vorbereitet, ein. Agnes Sorel stützte sich auf die Lehne des Stuhles, stand auf und sagte:

„Laßt uns schnell sein. Ich fühle mich durchaus nicht wohl.“

Sie wurde sogleich in die Sänfte geführt und

dann ging es rasch auf Bourges zu; aber ein- oder zweimal streckte Jacques Coeur seinen Kopf heraus und trieb die Führer der Sänfte zu noch größerer Eile an. Als sie auf dem Hofplaz seines Hauses ankamen und die Sänfte vor der großen Thür anhielt, sprang der gute Kaufmann sogleich heraus und sagte:  
 „Helft mir, sie hineinzutragen, Jean; sie ist sehr krank.“

Sie nahmen sie auf ihre Arme und trugen sie blaß und zuckend in's Haus. Verwirrung und Schrecken verbreitete sich durch den ganzen Hof; es wurden Aerzte herbeigerufen, die ihr einige Erleichterung verschafften. Sie wurde ein wenig besser — wohl genug, um in ein entferntes Schloß zu reisen; aber ehe sechs Wochen um waren, ruhte das schöne, gütige und schwache Wesen im Grabe, und Niemand wußte, woran sie gestorben.

Von dem Augenblicke an bemächtigte sich Karl des Siebenten eine Furcht vor Gift, die das Glück seiner übrigen Tage verdunkelte.

Der König hielt sein Versprechen nicht, bei der Hochzeit de Brecy's und Agnesens de St. Florent zugegen zu sein, und ihre eigene Freude wurde durch Kummer gedämpft.

E n d e.

Dann ging es rasch auf. Bange zu; aber ein  
 vor nochmal freche. Jauchend kam sein Kopf her-  
 aus und trieb die Hüfte der Dämle zu noch größerer  
 Wille an. Als sie auf dem Sofa saß, kam der  
 anstimmte und die Dämle war der großen nur andie-  
 litzung der gute Kaufmann jedoch bereits und sagte:  
 „Gest mit der Einkünften. Sie sind die ich  
 krank.“

Sie nahmen sie mit dem Kinn und trugen sie  
 klar und zuckend in die Hand.

---

Druck von Oswald Kollmann in Rochlis.

---

und verhalten. Sie wurde ein wenig besser  
 wohl genug, um in ein anderes Schloss zu ziehen;  
 aber die sechs Wochen im neuen Hause das schon  
 Gatte und schwache Brüder im Gatte, und die  
 wurde, woran sie gestorben.  
 Von dem Augenblicke an demnachste sich hat der  
 Leben ein Kind der Welt, die das Glück ist  
 der letzten Tage verbannte.  
 Der König hat sein Vertrauen nicht bei der  
 Gattin der Königin und glänzte der St. Georg zu  
 geben zu sein, und ihre eigene Güter wurde durch  
 immer geblieben.  
 Die Dämle hat  
 die Dämle hat

Im gleichen Verlage sind erschienen:

# **M a c h e.**

**E i n R o m a n**

von

**G. P. R. James.**

Aus dem Englischen übersezt

von

**Dr. G. Susemihl.**

Octav. 3 Bände. 2 Thlr.

Taschenausgabe. 6 Bändchen. 1 Thlr.

---

# **A d r i a n**

oder

## **Die Wolken des Geistes.**

**E i n R o m a n**

von

**G. P. R. James**

und

**Maunsell B. Field.**

Aus dem Englischen übersezt

von

**Dr. G. Susemihl.**

Octav. 2 Bände. 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenausg. 4 Bändchen. 20 Ngr.

Im gleichen Verlage sind erschienen:

# Die Wechsel des Lebens.

Roman

aus der Revolutionszeit

von

G. P. N. James.

Aus dem Englischen

von

Dr. C. Susemihl.

Octavausgabe. 2 Bände. 1½ Thlr.

Taschenausgabe. 4 Bändchen. 20 Ngr.

Die Revolutionszeit, von der hier die Rede, ist die der ersten französischen Revolution. James schrieb und verlegte dies Werk in Amerika.

# Pegunillo.

Ein Roman

von

G. P. N. James.

Aus dem Englischen übersezt

von

Dr. C. Susemihl.

Octav. 3 Bände. 2 Thlr.

Taschenausg. 6 Bändchen. 1 Thlr.

112

die  
nd



